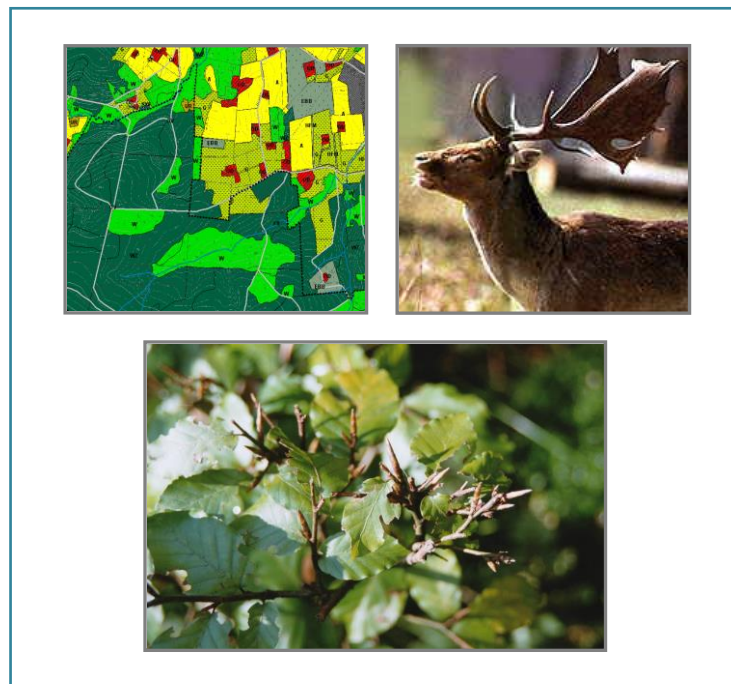


# WILDTIERMANAGEMENT IN DER KULTURLANDSCHAFT

---

GANZHEITLICHE KONZEPTPLANUNG UNTER BERÜCKSICHTIGUNG  
STAATLICHER PLANVERFAHREN, NATURNAHER FORST- UND LANDWIRTSCHAFT  
SOWIE ÖKOLOGISCH ORIENTIERTEM JAGDBETRIEB



Verlag (noch  
nicht veröffentlicht)

Dag-Olaf Göpfert  
Dipl. Ing. Landschaftsarchitektur/-entwicklung



Natur!  
Wir sind von ihr umgeben und umschlungen -  
Unvermögend aus ihr herauszutreten,  
unvermögend tiefer in sie hinein zu kommen.  
Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf.  
Sie schafft ewig neue Gestalten;  
Was da ist war noch nie,  
was war, kommt nicht wieder -  
alles ist neu und doch immer das Alte.

Goethe

---

## Ein kurzes Wort zuvor

---

"...*Der Mensch ist das einzige Säugetier auf diesem Planeten, welches mittels seiner Intelligenz im Stande ist, seine Umwelt zu zerstören; und am Ende geht er dabei selber drauf...*", eine Aussage, die einmal ein Professor in meiner Studienzeit beiläufig verlauten ließ. Rückblickend scheinen sich jedoch diverse Entwicklungen in unserer Gesellschaft zu häufen, die ein Quäntchen Wahrheit in diesem Satz vermuten lassen.

Dieses Buch soll nicht nur allen Naturinteressierten einen Einblick in ökologische Zusammenhänge gewähren, vielmehr richtet es sich als Appell an die verantwortlichen Entscheidungsträger in der Politik, an Kollegen aus der Forst- und Landwirtschaft, dem Naturschutz und dem Jagdwesen, ihre gegenwärtigen Standpunkte hinsichtlich ihres Umgangs mit dem Naturhaushalt zu überdenken. Der Begriff Naturhaushalt umfasst die Gesamtheit der Wechselwirkungen zwischen den Bestandteilen der Umwelt und der Natur. Diese Bestandteile werden als die abiotischen Schutzgütern wie Boden, Wasser, Luft und Klima und den daran teilhabenden biotischen Schutzgütern wie Mensch, Pflanzen, Tiere, Biotope und Biozönosen bezeichnet und unterteilt. Dabei bezieht sich der Naturhaushalt auf einen räumlich abgrenzbaren Bereich der Umwelt oder einer Landschaft - damit zählen die Lebensräume der Wildtiere und damit die Wildtiere selbst als Teil des Naturhaushaltes dazu. Zugegebenermaßen zeigen sich diverse Probleme in der Umwelt, dem Naturhaushalt und dem Naturschutz regional in unterschiedlicher Ausprägung. Ihre Vielseitigkeit hat dabei zur Folge, dass diverse Interessens- und Berufsgruppen betroffen sind. Sie alle leben dabei aus und von der Bewirtschaftung unserer Kulturlandschaft. Spannungen, die aus diesen vielseitigen Nutzungsinteressen entstehen, führen immer wieder zu kontroversen Diskussionen und infolgedessen zu ungelösten Konfliktpunkten in der Forst- und Landwirtschaft, dem Jagdwesen und dem Naturschutz im Allgemeinen. Streitigkeiten sorgen für die Entzweigung

---

---

zwischen Parteien und Fachkompetenzen, die eigentlich zusammenarbeiten sollten - stehen sie doch letztlich für dieselbe Sache ein! Hier einen objektiven Überblick zu behalten ist nicht immer einfach, werden auf subtile Art und Weise, zum Beispiel seitens der Politik, fragwürdige Entscheidungen als die einzig wahre Lösung verkauft. Schlagworte wie BSE oder die Schweinepest sorgen für Hysterie, geschürt durch die Keulung ganzer Tierbestände - um nach wenigen Monaten kein Sterbenswörtchen mehr darüber zu verlieren.

Viele der Probleme, mit denen ich mich hier befasse, haben meist den gleichen Ursprung: Es treffen Nutzungsinteressen auf engem Raum zusammen, enorme wirtschaftliche Zwänge, ein fast fanatischer Eigensinn und die Gier des Menschen führen zu einer Kaskade von Abläufen, die eine Entfremdung zum wesentlichen Naturverständnis zur Folge haben. Es scheint in Vergessenheit geraten zu sein, dass alle Tiere und Pflanzen und letztlich auch der Menschen in Symbiose leben und der Rückgang oder gar das Fehlen aber auch die Dominanz einer Art die Lebensqualität einer anderen zumindest einschränkt, wenn nicht gar unmöglich macht. Das ist eine Grundregel in der Natur!

Eine häufige Frage begleitet die Arbeit des Wildtiermanagement: Wie viel Wild verträgt die Kulturlandschaft? Nun, diese Frage ist häufig nicht einfach zu beantworten, gleichwohl sich in meinen Augen eine klare Richtungsdefinition abzeichnet. Das Konzept eines ganzheitlichen Wildtiermanagements richtet sich, neben der Berücksichtigung gegenwärtiger Beanspruchungen in unserer Kulturlandschaft, insbesondere an den potenziellen Lebensräumen des Wildes: den forst- und landwirtschaftlichen Flächen. Aus marktwirtschaftlicher Sicht sind gegenwärtig die Interessen des Wildes den Belangen der Forst- und Landwirtschaft unterzuordnen. Dennoch muss es das Ziel sein, mit dem ganzheitlichen Ansatzes eines modernen Wildtiermanagement, den Weg zu ebnet, ein ausgewogenes Gleichgewicht zu schaffen, auf dessen Basis sowohl die Wildtiere als auch die anthropoge-

---

---

nen Belange innerhalb der Wildtierlebensräumen eine Ausgewogene Berücksichtigung finden.

Befassen wir uns mit dem Wildtiermanagement, setzen wir uns nicht nur mit einer Wildart allein oder mit den jagdlichen Streckenerfolgen auseinander, vielmehr müssen wir uns gleichermaßen mit differenzierten Waldökologischen, landwirtschaftlichen und naturschutzfachlichen Belangen, sowie wirtschaftlich- und politischen Reglementierungen befassen. Ich bin davon überzeugt, dass wir eine radikale Änderung in der Methodik des Wildtiermanagements brauchen, die insbesondere den Naturschutz, die Forstwirtschaft und das Jagdwesen mit einbeziehen muss. In der nachfolgenden Abhandlung wird ein ganzheitlicher Ansatz präsentiert, welcher alle Inhalte bezüglich des Wildtiermanagement hinsichtlich der wichtigsten Schalenwildarten Damwild, Rotwild, Rehwild und Schwarzwild in Beziehung zueinander bringen wird. Dabei werden sowohl staatliche Planungs- und Zulassungsverfahren als auch alle fachlichen Belange des Naturschutzes, der Forst- und Landwirtschaft und des Jagdwesens in einen Zusammenhang gebracht. Auch die Kommunikation zwischen diesen Nutzungsinteressen spielt eine ebenso große Rolle, wie der fachliche Ansatz an sich und wird Inhalt dieser Abhandlung sein. Es wird auf die Ökologie und Lebensraumansprüche der wichtigsten Schalenwildarten eingegangen und der zwingende Zusammenhang zu einer nachhaltigen Bewirtschaftung des Naturhaushalts erbracht. Am Ende steht ein ganzheitliches konzeptionelles Planungskonzept, ein Maßnahmenkatalog, welcher durch seine Flexibilität individuell anwendbar sein wird. Um die Nachhaltigkeit zu gewährleisten, wird ebenso eine Risikoabschätzung und die Erfolgskontrolle ein elementarer Inhalt sein.

Was bewegt mich dazu, dieses Buch zu schreiben? Sicherlich wird hier das "Rad nicht neu erfunden"; dennoch treibt mich mein Idealismus, und meine Verbundenheit zur Natur, zum Wald und zur Jagd dazu an, neues zu bewegen. Gewiss spielt dabei meine prägende Kindheit in der Natur eine nicht zu unterschätzende Rolle, wo ich

---

---

schon früh an die Landwirtschaft, den Forst und die Jagd herangeführt wurde. Aber auch meine beruflichen Erfahrungen in einzigartigen Revieren in Baden-Württemberg, Brandenburg und Irland als auch in meiner Heimat selbst, sowie der Austausch mit den dortigen Mitmenschen und Kollegen führten mich zu meiner *eigenen* Sichtweise und Methodik zum Wildtiermanagement. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, den Leser mit dieser ganzheitlichen Sichtweise anzustecken und die Natur als einen Teil von uns zu sehen, um sie somit auch für unsere zukünftigen Generationen in ihrer ganzen Pracht zu wahren - und das eingangs geschriebenen Zitats zu entkräften.

---

---

## Historische Wald- und Landentwicklung

---

Betrachtet man die Entwicklungsgeschichte der Landschaften, so ist es auffällig, dass der Wald dabei eine besondere Rolle einnimmt. Ich möchte Sie auf eine kleine Zeitreise mitnehmen, wo wir an den Ufern brodelnder, stinkender Sümpfe der Vorzeit beginnen und in unserer gewohnten Jetztzeit enden werden. Vor etwa 400 Millionen Jahren, am Anfang des Devons, im „Altertum“ der Erde, dem Paläophytikum, [griechisch: *palaiós* = *alt*, *phytós* = *Pflanze*], begannen Pflanzen, von ihren vorherigen Meereslebensräumen aus, die Landmassen zu besiedeln. Obwohl sie anfangs noch sehr einfach strukturiert, passten sie sich dem Leben außerhalb des Wassers an und breiteten sich auf dem bislang pflanzenlosen Festland aus.

Im Laufe der darauffolgenden etwa 100 Millionen Jahre entwickelten sich die ersten baumartigen Gewächse, die vor ca. 300 Millionen Jahren im Karbon, der Steinkohlezeit, eine ungemein reichhaltige Pflanzenwelt bildeten und somit erste Waldstrukturen hervorbrachten. Diese Wälder, die durch die Anpassung an das feuchte Tropenklima entstanden sind, erscheinen dem heutigen Betrachter nach archäologischen Rekonstruktionen sehr eigenartig und ungewohnt in ihrem Habitus und ihrer Biologie. Die Wälder bestanden hauptsächlich aus Bärlapp- (*Lepidodendrales*), Schachtelhalm- und Farnbäumen. Heute kommen diese Pflanzen nur noch als krautige Gewächse vor. Zu den oben genannten Baumarten des Karbons gesellten sich außerdem noch die *Cordaiten* - welche die ersten Unterarten der heutigen zapfentragenden Nadelbäume darstellten. Vorgänger der heutigen Koniferen [griech.: *kónos* = *Zapfen*, *phérein* = *tragend*; latein.: *conifer* = *zapfentragend*] traten zum ersten Mal am Ende des Paläophytikums vor etwa 270 Millionen Jahren im Perm auf. Die morphologischen Merkmale der frühen Koniferen ähnelten denen der heutigen Nadelbäume sehr. Mit dem nahenden Ende des Perms änderten sich die klimatischen Verhältnisse hin zu mehr Trockenheit, wodurch viele Waldvegetationen verschwanden.

---

Gleichwohl die Koniferen, neben einigen wenigen Laubbaumarten, wie z.B. der Ginkgo-Baum (*Ginkgo biloba*), das Landschaftsbild die weiteren 190 Millionen Jahre prägte, vollzog sich vor rund 100 Millionen Jahren zum Ende der Unteren Kreidezeit der größte Schritt in der Evolutionsgeschichte der Pflanzenwelt. Innerhalb weniger Millionen Jahre entwickelten sich Pflanzen, die ihre Samen mit einer Fruchthülle umgaben - den noch bis heute beständigen Laubbaumarten. Sie wurden zum beherrschenden Element der Baumvegetation in der Oberen Kreidezeit, also bereits lange bevor sich im Tertiär die alpinen Bereiche aufwarfen, die Mittelgebirge sich erhoben, der Rheingraben einbrach und vulkanische Aktivitäten begannen. Weitere erdgeschichtliche Abschnitte wie dem Pleistozän sorgten für zahlreiche Verschiebungen und Änderungen in der Waldvegetation. Erst der letzte große Rückzug der Gletscher und der Inlandvereisung vor etwa 20 000 Jahren, dem Holozän, ließ nach dem zurückweichen der Gletscher die zunächst baum- bzw. waldlose Tundren Vegetation entstehen, die aber im Laufe der Zeit durch Pioniergehölzstrukturen aus Birken (*Betula spec.*) und Kiefern (*Pinus spec.*) teilweise wieder überdeckt wurden. Mit dem allgemeinen Anstieg der Temperaturen verbreiteten sich auch Haselnuss (*Corylus avellana*) und Eichen (*Quercus spec.*).

Um 5500 - 3000 v. Chr., im Atlantikum, dem Höhepunkt der nacheiszeitlichen Wärmezeit, gab es großflächige Mischwälder aus *Quercus* und anderen wärmeliebenden Baumarten. Ab diesem Zeitpunkt war eine Abkühlung des Klimas im Subatlantikum bis in die Jetztzeit der Menschheitsgeschichte zu beobachten. Ein Rückzug der *Quercus* und ihrer Begleiter in die wärmeren Gebiete des Mittelmeerraumes war die Folge. Sie halten sich bis heute in Mitteleuropa tendenziell in den Wäldern der Ebenen. In den Gebirgen haben *Quercus spec.* ihre Verbreitungsgrenze bei 600 - 700m. Die Buche (*Fagus spec.*) wurde in der Zeit von 800 v. Chr. bis 1400 n. Chr. die dominante Baumart in den Wäldern. Sie hätte vermutlich auch heute noch den größten Anteil an der Baumartenverteilung, wären die Waldflächen Mitteleuropas frei von jeglicher Einflussnahme durch den Menschen geblieben. Die



---

phylogenetisch [griech.: *phýlon* = Stamm; *génos* = Herkunft] sehr alter Nadelbäume, z.B. Koniferen, eroberten sich in der Nacheiszeit wieder ein natürliches Verbreitungsgebiet in höheren Gebirgslagen, wie auch im kühlen skandinavischen Nordeuropa.

Zu gravierenden Eingriffen in das Waldgefüge kam es erst etwa 4500 v. Chr., als der Mensch sein Jäger- und Sammlerdasein zugunsten einer sesshaften Lebensweise mit bäuerlicher Wirtschaftsform aufgab, der Jungsteinzeit [griech.: *neo* = neu, *lithós* = Stein]. Die Menschen erschlossen das benötigte Siedlungsland nach klimatischen und bodengeographischen Gesichtspunkten. Bevorzugte Siedlungsgebiete waren Beckenlandschaften, Flussläufe und Auen, sowie Lößgebiete. Dabei wurden für den Ackerbau kleinere Waldflächen gerodet, während der verbleibende Wald vom Menschen nahezu uneingeschränkt zur Holzentnahme und als Weideflächen für das bäuerliche Vieh zur Verfügung stand. Bis ins frühe 18. Jahrhundert war diese Form des Umgangs mit Wäldern noch weit verbreitet. Die Waldweidewirtschaft trug durch Verbiss der Sämlinge und älteren Jungpflanzen durch das Vieh - ähnlich den heutigen Verbißschäden durch eine zu hohe Wilddichte - zur Ausdünnung der Waldbestände und Bildung kleinerer Bauminseln bei. Diese Nutzungsform wiederum hemmte die natürliche Regeneration der Wälder, was in der Folge zu einer Versteppung derart intensiv genutzter Waldareale führte. Als bald siedelten sich auf solchen Flächen lichtbedürftige Pflanzen wie verschiedene Gräser und Wildkräuter an. Hier sehen wir die Auswirkung auf den Naturkreislauf deutlich, indem natürliche vorkommende Lebensraumhabitate für viele Tiere und Pflanzen den Nutzungsinteressen des Menschen weichen müssen.

Da diese Art der Weide für das Vieh sowohl quantitativ als auch qualitativ eine hochwertige Nahrungsquelle darstellte, wurde oft versucht, solche Versteppung künstlich, meist durch Rodung herbeizuführen. Diese Vorgänge sorgten für die Entwicklung der ersten noch heute vorhandenen Kulturlandschaften, in denen Nutzungsorientierte Areale das Landschaftsbild prägten. Bereits um 500 - 1000 n. Chr., im

---

frühen Mittelalter, zeichneten sich weitere Konfliktpotentiale ab, als Feudalherren ihre Ansprüche auf die Wälder erhoben, um sie für jagdliche Zwecke zu nutzen. Die Wälder wurden zu Königsforsten und Bannwäldern erklärt, um aus jagdlichen Gründen dem Wild den nötigen Lebensraum zu sichern. Das Betreten solcher Wälder zu Jagd-, Weide- und Holznutzungszwecken war der Bevölkerung bei drastischen Strafen natürlich untersagt. Was für die Waldbauern einen deutlichen Verzicht bedeutete, hatte für die Wälder eine durchaus positive, erhaltende Wirkung. Ehemalige Bannwälder aus dieser Zeit sind z. B. der Harz, der Spessart oder der Königsforst bei Köln.

Erst wieder im Hochmittelalter kam es zu verstärkten Rodungen und Nutzholzentnahmen bis in die bislang schwer zugänglichen Mittelgebirgsregionen aufgrund des stark gestiegenen Bevölkerungswachstums. Die Bau- und Brennholznutzung der Wälder war aber nicht der einzige Nutzungszweck, sondern auch Imker, Köhler, Gerber und Harzer fanden hier Arbeitsfelder. So wurden große Mengen an Brennholz für Glas-, Salz- und die Metallherstellung benötigt, da für sie durch den aufblühenden Handel eine steigende Nachfrage entstand. Der Salzgewinnung im Raum Lüneburg fiel so z.B. der gesamte Waldbestand zum Opfer. Dadurch entwickelte sich die noch heute dort herrschende Vegetationsform der Heidelandschaft.

Während des Spätmittelalters, 1300 – 1500 n. Chr., kam immer häufiger zu Holzknappheit in Folge der raubbaumäßigen Nutzung der Wälder in dichter besiedelten Gebieten. Das war die Ursprungszeit der ersten Formen geordneter Holznutzung. Die Niederwaldwirtschaft wird als eine der ursprünglichen Formen angesehen. Sie diente in erster Linie der Gewinnung von Brennholz und Gerberrinde. Bevorzugt wurden hierbei Baumarten mit einem hohen Stock- und Wurzelausschlagsvermögen, wie Hainbuche (*Carpinus betulus*), Haselnuss (*Corylus avellana*), Linden- (*Tilia spec.*), Ahorn- (*Acer spec.*), Weidenarten (*Salix spec.*) und anderen. Diese Wirtschaftsform ist heutzutage nahezu ausgestorben. Lediglich fragmentarische Reste sind noch auf den Steilhängen der Weinbaugebiete an Rhein, Mosel oder im Schwarzwald und

---

Siegerland (Haubergwirtschaft) zu finden. Zu jener Zeit, war die Niederwaldwirtschaft nur mit Laubholzarten zu praktizieren, da Nadelholzarten nahezu kein Stockausschlagvermögen besitzen. Zeitgleich wurden neben der Niederwaldwirtschaft auch erste Aufforstungen durchgeführt, um den Mangel an Bauholz zu beheben. Nadelhölzer stellten sich hier als besonders geeignet heraus, da sie für den Menschen am leichtesten zu kultivieren waren. Die in großen Mengen gewonnenen Samen keimten selbst auf etwas weniger guten Böden. Dies kann als Anfang des Zurückdrängens der Laubwälder angesehen werden, das bis in unsere Zeit anhält.

Zwischen 1500 - 1789 n. Chr., der frühen Neuzeit, kam die Mittelwaldwirtschaft auf, die sowohl den Brennholz- als auch den Bauholzbedarf befriedigen sollte. Ein Mittelwald bestand aus zwei Schichten, dem Ober- und Unterholz. Das Unterholz, das schon aus den für diesen Waldtyp charakteristischen Baumarten wie Berg-Ahorn (*Acer pseudoplatanus*) und Hainbuche (*Carpinus betulus*) bestand, wurde alle 20 - 40 Jahre auf den Stock gesetzt, in dem alle Bäume bis auf den Wurzelstock aus der jeweiligen Hiebsfläche entnommen wurden. Das Oberholz setzte sich hauptsächlich aus nicht zu stark beschattenden Baumarten, wie Eichen- (*Quercus spec.*), Eschen- (*Fraxinus spec.*) und Ulmenarten (*Ulmus spec.*) zusammen. Die Bäume des Oberholzes konnten kräftige Stämme entwickeln und wurden in größeren Zeitabständen von 80 - 120 Jahren einzelstammweise nach Bedarf gefällt. Die Mittelwaldwirtschaft erlebte ihre Blütezeit etwa im 17. Jhd.. Aber auch im 18. Jhd. zählte sie noch zu den am Weitesten verbreiteten Waldbewirtschaftungsformen in Mitteleuropa. Eine merkantilistische Wirtschaftspolitik in der Zeit des Absolutismus hatte einen Anstieg von länderübergreifendem Handel, Gewerbe und Verkehr zur Folge, was sich belebend auf das Bevölkerungswachstum und die aktive Handelsbilanz auswirkte. Das brachte den absolutistischen deutschen Staaten die nötigen finanziellen Mittel für seine Verwaltungsapparate und seine Heere. Einhergehend mit dieser Entwicklung wurde das heimische Holz zu einem Exportschlager und damit zu einer Devisenquelle. Für

---

den Transport des Holzes wurden in erster Linie die Wasserwege verwendet, darum entstanden auch entlang der Flüsse größere Rodungsflächen. Diese Kahlflächen sind z. T. auch heute noch im Schwarzwald, im Neckargebiet, in der Rheinebene, im Odenwald und in der Pfalz zu finden. Alle von den Siedlungen aus erreichbaren Wäldern waren im 18. Jhdt. durch die Holznutzung sowie die Waldweidewirtschaft zu offenen parkartigen Beständen oder Gebüschflächen reduziert worden. Hin und wieder tauchten Stimmen auf, die sich für eine nachhaltigere Bewirtschaftung der Wälder einsetzten. Napoleon war einer der Ersten, die wissenschaftliche Untersuchungen zu dieser Problematik durchführen ließen. Dem Prinzip der nachhaltigen Waldbewirtschaftung wurde durch großflächige Aufforstungen Rechnung getragen.

Eine systematisch angelegte Forstwirtschaft auf wissenschaftlicher Basis entstand etwa ab 1800. Im Jahre 1816 erschien das erste grundlegende Werk „Anweisung zum Waldbau“ von H. v. Cotta, was der Forstwirtschaft Vorschläge zum Erzielen des größten Nutzens aus den Wäldern machte. Der Waldbau wurde mit dem Feldbau verglichen. Die Modellvorstellung war in weiten Kreisen der Bevölkerung der nur der Holzproduktion dienende Holzacker, auf dem die Pflanzung aller Bäume zur gleichen Zeit geschah und sie folglich auch zum selben Zeitpunkt später wieder geerntet – gefällt – werden konnten (PETRUSZEK, 1991). Primär wurden hier Nadelholzarten wie *Picea abies* und *Pinus spec.* verwendet, da sie auch hier wieder aufgrund ihrer Schnelligkeit und ihrer geringen Ansprüche an den Standort am einfachsten zu kultivieren waren. Die leichtere Verarbeitbarkeit aufgrund des weicheren Holzes, der geringeren Holzdicke, war ein weiterer Vorteil gegenüber Laubholzarten wie *Quercus spec.*, oder Rotbuche (*Fagus sylvatica*). Ebenso war das verwertbare Stammholz zumeist gerader und länger. Das führte zur Begründung großer Monokulturen von Nadelbäumen. Trotz der nicht erst seit jüngerer Zeit bekannten ökologischen Nachteile von Monokulturen galt speziell *Picea abies* im Volksmund als der „Brotbaum des Waldbauers“. Reine Nadelholzwälder

---

jedenfalls verdrängten Bestände aus standortgerechten Baumarten in zunehmendem Maße.

An dieser Stelle möchte ich den Einblick in die Entwicklung unserer Wälder und der Landschaft beenden. Aber es sollte deutlich werden, welche große Bedeutung der Wald für unsere Kulturlandschaft sowohl früher als auch heute hat. Dies zeigt gleichzeitig, wie ungemein groß die Bedeutung des Waldes als Lebensraum für unsere Wildtiere ist. Damit wird klar wie enorm wichtig, die nachhaltige Waldbewirtschaftung für die Qualität ausgeglichener Wildtierbestände ist. Dieses ist insofern von Bedeutung, da dieser Exkurs in die Waldentwicklung aufzeigt, wie früh bereits der Mensch seinen zum Teil nicht unerheblich negativen Einfluss auf die Kulturlandschaft geltend macht.

## Kulturlandschaft - Definition, Konflikt, Chance

---

Kulturlandschaft, darin stecken die Begriffe Kultur [*kultivieren*] und [*Landschaft*] also die Kultivierung der Landschaft. Die Kultur ist etwas, was sich der Mensch mitunter gerne und wohlwollend an die Fahnen heftet. In vielen Kulturen oder Gesellschaftsschichten wird das Maß ihrer Vollkommenheit an ihrer Kultur gemessen. Heute zeichnet sich die Kulturlandschaft durch ein Mosaik aus unterschiedlichen Landschaftsteilen und Landschaftsbildern aus. Ihre Entstehung geht auf die Nutzung des Menschen zurück, dem anthropogenen Einfluss. Wo auf der einen Seite von der landwirtschaftlichen Nutzung geprägte Regionen sind, stehen dem in anderen Regionen Nutzungsweisen der Forstwirtschaft oder Industrie gegenüber. Tatsache ist, dass der Mensch im Laufe der Jahrhunderte immer stärker und intensiver unsere Landschaft, unseren Lebensraum "kultiviert". Wo der Mensch anfangs noch mit der Natur gearbeitet hat, setzt er heute immer höhere Maßstäbe an die Wirtschaftlichkeit, die Wirtschaftlichkeit und projiziert diese auf und in die Natur. Aus dieser Entwicklung heraus haben sich zunehmend auch wirtschaftliche, naturschutzfachliche und politische

---

Nutzungsinteressen herausgebildet. Insbesondere in den Räumen, wo unterschiedliche Nutzungsweisen aufeinandertreffen, können Nutzungskonflikte entstehen. Nicht erst seit heute ist unsere Kulturlandschaft anthropogenen "Ansprüchen" Ausgesetzt, die ihr ökologisches Potential bei weitem überreizt.

Aus dieser Zwangslage heraus bedient sich der Mensch vielseitiger Instrumente, um den anthropogenen Einfluss auf die Kulturlandschaft zu regeln. Fast alle Belange, die in unserer Umwelt im naturschutzfachlichen Sinne geregelt, verbessert und überdacht werden müssen, obliegen an erster Stelle den Organen der Politik und des Naturschutzes. Die hier geltenden Gesetze und Verordnungen stehen in der jeweiligen Zuständigkeit der Bundesländer. Die Aufgaben und die zu bewältigenden Problemstellungen jedoch sind bundesweit ähnlich. Hier liegen die Aufgaben der Landschaftsarchitektur, bzw. Landschaftsplanung und Landschaftspflege, welche eng verbunden mit der Praxis der Forst- und Landwirtschaft als auch dem Jagdwesen zu sehen sind. Im weitesten Sinne sind damit Zielgerichtete Überlegungen, Instrumente und Handlungen verbunden, um den Grad des menschlichen Einflusses auf die Landschaft zum Wohle der Organismen und abiotischen Strukturen zu reduzieren. Gegenwärtig bedeutet das auch den Erhalt oder die nachhaltige Entwicklung artenreicher und naturnaher Biotopstrukturen in unserer Kulturlandschaft. Dabei handelt es sich häufig auch um Biotopstrukturen, die erst durch den anthropogenen Einfluss, zum Beispiel dem Bodenabbau entstehen, sogenannten "Sekundärbiotopen". Hier schafft Zerstörung Raum für neues, einzigartiges. Es wird deutlich, wie eng und gleichzeitig weitläufig das Wirkungsgefüge und die daraus entstehenden Folgen und Aufgabenbereiche sind.

Welchen Begriff man nun auch wählt, ob Natur, Landschaft oder Kulturlandschaft, alles im allen ist sie der Lebensraum für alle darin befindlichen Organismen! Dennoch ist für viele Menschen die Natur, geschweige denn die Kulturlandschaft ein unbestimmter Begriff. Dabei hat der Mensch die Möglichkeit, die naturbildenden Kräfte mit

---

Achtung zu betrachten. Jeder einzelne wiederum hat in Abhängigkeit von Bildung, Beruf und sozialer Einbindung sein eigenes Bild von Natur und Landschaft. Somit kann diese aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet werden, wie zum Beispiel Natur, Kunstwerk, System, Problem, Gesundheit usf. Aus ökologischer Sicht heraus ist die Landschaft ein Ausschnitt der Erdoberfläche, welche aus einem komplexen System besteht, welches von Stein, Wasser, Luft, Pflanze, Tier und Mensch geprägt ist. Es wäre falsch, Natur und Landschaft allein aus ästhetischem Wert zu betrachten, vielmehr sollte die Landschaft als Ganzes, als lebendige Einheit gesehen werden, in welcher die Naturkreisläufe auf alles in ihr lebende Einfluss nehmen. Daraus folgt, dass Natur und Landschaft nicht statisch sind, sondern einem dauernden Wandel unterliegt, welche mit oder ohne menschliches einwirken geschehen kann.

Der Einfluss des Menschen ist unumstritten. Heute zeigt sich die Kulturlandschaft in unterschiedlichsten Formen, Qualitäten und Einzigartigkeiten. Durch den Einfluss des Menschen sind viele Biotop verschwunden, andere wieder renaturiert [*erneuern, wieder herstellen*], wiederum andere sind erst durch den anthropogenen Einfluss entstanden. Heute gibt es unterschiedliche Methoden den "Wert" eines Biotops, einer Landschaft oder eines Lebensraumes zu deuten. So wird mit unter die Avifauna [*Avifauna: die Gesamtheit aller Vögel in einem bestimmten Raum; Or-ni-tho-lo-gie die biol. Vogelkunde*] als Indikator [*lat. indicare, anzeigen*] angesehen. Dabei werden bestimmte Vogelarten als Leitarten angesehen, die gemeinsam mit weiteren Arten, den Lebensraumholden, hinsichtlich ihrer Stetigkeit in einem Gebiet die Qualität desselben widerspiegeln (FLADE 1994). Der Hintergrund ist dabei die Tatsache, dass die Leitarten auf Grund ihrer spezifischen Lebensraumanforderungen diese einmalige Qualität eines Habitats brauchen, um überhaupt dort ansässig zu werden. Ähnliche Indikatorverweise gibt es zum Beispiel auch bei bestimmten Fledermausarten. Für mich sehe ich in diesem Zusammenhang auch die Wildtiere als Indikatoren, als Zeiger für einen bestimmten Zustand in der Kulturlandschaft.

---

Gerade in den Gebieten, wo intensive Forstwirtschaft betrieben wird, können Konfliktpotentiale auftreten, die unmittelbar mit den Nutzung(en) an sich, aber auch mit dem ökologischen Wert des Waldes und den Waldlebensräumen in Verbindung zu bringen sind.

## Historische Entwicklung der Jagd

---

Die Jagd begleitet den Menschen seit Millionen von Jahren. Vieles, was den Menschen begleitet, entwickelt früher oder später Kultur und Tradition und unterliegt dabei steten Wandlungen und Entwicklungsphasen – dies ist bei der Jagd nicht anders. Der Ausdruck Kultur mag im Zusammenhang mit der Jagd im Ersten Augenblick fremd erscheinen und doch prägt die Jagdkultur bis heute viele Elemente der Jagd. Zeugen der Jagdkultur finden wir in Abhängigkeit der Epochen auf der ganzen Welt in unterschiedlichster Form und Gestalt. Die frühesten Zeichen dafür sind sicherlich die bis zu 35.000 Jahre alten Höhlenmalereien Frankreichs in den Höhlen Chauvet und Lascaux. Aber auch in Spanien in den Altamira-Höhlen finden wir in den Stein gemalte Szenen von höchstem künstlerischem Niveau. Völlig anders und doch in ebenso starker Ausdrucksweise steht dagegen die Kunst des Barocks und des Rokokos mit einer Vielzahl von kunstvoll gestalteten Gebäuden, die mit jagdlichen Motiven geschmückt sind. Besonders hervorzuheben sind da die Jagdschlösser Moritzburg bei Dresden, Neuhaus bei München oder Clemenswert bei Sögel.

In diesen Epochen kam es immer wieder zu Wendepunkten, die wichtige, noch heute gültige Traditionen hervorbrachten, beispielsweise die Hinzunahme des Hundes als festen Bestandteil des Jagdwesens oder die Aussprache gewisser Tabus im Hinblick der Ausübung der Jagd. Im Laufe der Zeit entstanden im Zuge der menschenreichen Ansiedlungen jagdliche Großkulturen und mit ihnen die ersten Formen der Gesellschaftsjagden. Nicht zuletzt diese Entwicklungsperiode ist als Grundstein für die Entwicklung zweier jagdlicher Auffassungen zu



---

sehen; wo zum einen sich ein, sich nach wie vor an der Natur orientierter jagender Mensch herauskristallisiert und ein, sich allein an den materiellen Freuden des Beute- und Streckemachens orientierender Mensch. Geschichtlich gesehen sinken die eigentlichen Aufgaben der Jagd in Vergessenheit, nicht zuletzt darum, da der Mensch seine eigene Revolution in dieser Zeit durchlebte, wo das Eigeninteresse, über dem der Natur stand. Zum einen änderten sich die Jagdarten - und diese nicht nur zum Guten, zum anderen ist die Jagd, zumindest im 14. Jahrhundert allein dem hohen Adel gegönnt. Die Jagd ist definiert an dem eigenen Grund und Boden, welcher in diesem Jahrhundert überwiegend dem Adel allein gehörte. Die Jagd geht in dieser Zeit mehr und mehr auf Kosten des Wildes und seiner Lebensräume. Prägende Naturkreisläufe verloren an Bedeutung. Es war die Zeit des 17. Jahrhunderts, wo Mensch in der Ausübung der Jagd entartete und an Geschmacklosigkeit kaum eine Grenze fand. Hetz- und Parforcejagden, Jagd zu Pferde und andere Jagdarten galten als reizvoll und die der höchsten Anforderungen. Nichtsdestotrotz sind es gerade diese Zeiten gewesen, welche ein besonderes Kapitel in der jagdhistorischen Epoche schrieben.

Einen Wandel, hin zurück zu naturverbundeneren Ansätzen erfolgte in der Epoche der Romantik, welche die Schönheit der Natur und des Lebens neu definierten und somit neuen Denkanstößen hinsichtlich der Betrachtung der Natur neuen Raum gaben. Die Französische Revolution und das 1850 neu geschriebene Jagdgesetz brachten schließlich die Ausschweifungen wieder ins Lot und somit ein naturnahes Jagdwesen mit neuen ethischen Gesichtspunkten eine neue Bedeutung bekam. Diese Inhalte zeichneten sich u.a. durch die Hege, Biotophege und die Einbindung der Naturkreisläufe in jagdliche Handlungen aus. Diese Handlungsweisen langfristig und nachhaltig umzusetzen ist bis heute ein schwieriges Unterfangen. Immer wieder führen Entgleisungen einzelner Personen und zunehmende konfliktbehängene Nutzungsinteressen zu Diskrepanzen zwischen den Nutzern und falschen Interpretationen der Öffentlichkeit.

---

## Der anthropogene Einfluss auf die Schalenwildarten

---

Alles wirken des Menschen hat einen Einfluss auf seine Umwelt. Dabei spielt es kaum eine Rolle, ob es sich dabei um Mitmenschen, Sachen, Natur oder Wildtiere handelt - es unterscheiden sich lediglich der Grad und die Folgen des Einflusses. In der Vergangenheit waren in den noch vielzählig vorhandenen weiten, unberührten Regionen, das Großraubwild die natürlichen Feinde der Wildtiere. Heute, wo es nur noch in wenigen Gegenden und Ländern solche weiten Landschaften gibt, tritt in der Kulturlandschaft der Mensch an diese Stelle. Dabei möchte ich mich nicht allein auf die jagdlichen Aspekte beziehen, ebenso spielt auch die Landnutzung dabei eine ebenso große Rolle. Wo in der Vergangenheit in Europa Wolf, Luchs und Bär als Feinde des Schalenwildes galten, stehen heute die Technik und Zivilisation im Vordergrund. Damit haben sich für das Schalenwild das Feindbild und die Lebensweise eindeutig verändert. Wölfe, früher die Bedeutendsten Fressfeinde des Schalenwildes, jagten in Rudeln und mit ausgesprochener Systematik. Oft folgten sie ihrer Beute über weite Strecken, schnitten einzelnen Tieren den Weg ab und kamen so früher oder später zum Erfolg (FREVERT 1984). Alle Schalenwildarten entwickelten eigene Verhaltensweisen, um den Zugriffen des Raubwildes zu entgehen. Dieses Feindverhalten baut und entwickelt sich auf den Erfahrungen, die das Schalenwild mit dem Raubwild macht. Diese gemachten Erfahrungen und die daraus folglich zu erwerbenden Reflexe erlernen bereits die Jungtiere in Form der Konditionierung. Der u.a. bedingungslose Nachahmungsreflex sei dafür als Beispiel genannt. Es lernt dabei, wie das Muttertier auf Störungen und Gefahren reagiert, wann nur ein Sichern\* ausreichend ist, z.B. bei einem Fahrzeug, welches in größerer Entfernung vorbeifährt, wann mit leichtem Troll die Distanz zu einer Störung gehalten oder vergrößert wird oder wann es gilt, sich durch schnelle Flucht von einer Gefahrenquelle zu entfernen. Die Festigung dieser Reflexe erlernt das Kalb allein durch die Wiederholung

und bald wird es das Sichern imitieren und schließlich eigenständig durchführen. Diesen erst einmal optischen Reizen werden bald weitere Verknüpfungen der Gefahrenquellen hinzugefügt, wie z.B. die Witterung oder eine Geräuschkulisse. Grundsätzlich jedoch beginnt das Feindverhalten für viele Schalenwildarten bei der Auswahl der Einstände\*, Ruheplätze und Wechsel\*, des Wechselns mit dem Wind um Feinde frühzeitig über das Wittern\* zu erkennen und endet im Verhalten bei der Äsungsaufnahme und im Rudelverhalten allgemein. Beispielsweise bei unruhigen Winden, wenn dieser mögliche verdächtige Geräusche schluckt, wählt das Schalenwild andere Wechsel und andere Einstände oder es tritt zu späterer Stunde auf die Äsungsfläche aus. Bei der Flucht orientieren sich die Rudelmitglieder an dem Leit-tier\*, warnendes Verhalten wie der Stehschritt\* bei Rotwild (*Cervus elaphus*), Damwild (*Dama dama*) und Muffel (*Ovis orientalis musimon*) dient der Gefahrenkommunikation der Tiere untereinander. Während der Ruhephasen sichert das Schalenwild besonders und vertraut dabei auf seine feinen Geruchs- Seh- und Gehörsinne.

In gleicher Weise muss das Wild auch in der durch Technik und Zivilisation geprägten Umwelt das Feindbild "Mensch" erlernen. Das bereits erwähnte Erlernen durch Konditionierung ist dabei ein wichtiger Faktor. Nichtsdestotrotz zeigt sich das Feindbild Mensch weitaus diffiziler als das berechenbarere Feindbild Wolf. So ist die Witterung des Menschen nicht allein ausschlaggebend. Eine Wandergruppe stellt keine unmittelbare Gefahr dar, auch ein einzelner Spaziergänger nicht zwingend - sein Hund jedoch, stöbert dieser im Unterholz, dagegen schon. Hier muss das Wild eine zweideutige potenzielle Gefahr erlernen: Wo ein Mensch ist, können auch Hunde sein. Mit der Zunahme solcher schlechten Erfahrungen, können Reaktionen hervorgerufen werden, wo eine Wandergruppe oder ein Spaziergänger ausreichen, eine plötzliche hohe Flucht des Wildes zu veranlassen. Gleichwohl der leise pirschende Mensch eine höhere Fluchtreaktion hervorruft als eine Gruppe, sich laut unterhaltender Menschen. Auch in der Jagdausübung, bei Gesellschaftsjagden, oder die Ungeduld des Jägers, den

Stand direkt nach dem Schuss zu verlassen, führen zu der zwangsläufigen Assoziation zwischen Schuss, Mensch und dem Verlust eines Tieres aus der Gruppe. Dies muss nicht zwingend sein. Ich selbst habe es bei *Dama dama* mehrfach beobachten können, das dem Fallen des Schusses, lediglich ein kurzes intensives sichern folgte und danach das Rudel\* seelenruhig die Äsung\* wieder aufnahm, ohne weiter Notiz von dem erlegten Stück zu nehmen. Für das Wild kommt erschwerend hinzu, dass es bei der Beobachtung Mensch, diesen nicht zwangsläufig als jagend interpretieren kann. Anders als bei Raubtieren, bleibt der jagende Mensch oft im Hintergrund, die Kugel trifft das Wild in der Regel unverhofft und aus einer nicht zu identifizierbaren Richtung. Somit wird der Mensch in der Summe der möglichen Störungen, die er mit sich bringt, schnell zur generellen Störung bzw. Gefahr, was in raubwildreichen Regionen wie z.B. der afrikanischen Savanne nicht zwangsläufig der Fall ist. Hier kann das Schalenwild durch aus ein Rudel Löwen in unmittelbarer Nähe tolerieren, da sie erkennen, ob diese jagen oder lediglich nur "da" sind. In unserer Kulturlandschaft wird der Mensch für das Schalenwild und für andere Wildarten ebenfalls, stets eine bedrohliche Position einnehmen. Folglich resultiert daraus eine erhöhte Fluchtbereitschaft, welche zum einen sicherlich unnötige Kondition fordert, zum anderen aber auch ein stetiges Stressniveau aufrechterhält, welche sich ebenfalls negativ auf die Entwicklung und Ausübung sozialer Kommunikation auswirkt. Ich bin überzeugt, dass viele der mit dem Schalenwild in Verbindung zu bringende Konflikte auch darin ihren Ursprung finden. Auf Grund der genannten Störfaktoren durch den Menschen und den im Rahmen der Landnutzung saisonal vorhandenen Äsungsangebot, wird sich das Schalenwild häufig in geschützte Dickungen zurückziehen. Diese sind meist auf engem Raum verteilt und machen u.U. nur einen kleinen Teil der möglichen Revier- oder Forstfläche aus. Allein schon das auf engem Raum "sich auf der Pelle rücken" sorgt bei *Cervus elaphus* und auch bei *Dama dama* zur Stressentwicklung [UCKERMANN 1994, PETRAK 1985], Nahrungsentpässen und folglich zu Wildschäden. Auf Grund solcher Stressentwicklungen konnte BLOCK und GÖPFERT 2005 bei Untersuchungen

---

zum Wildmanagement für Reh- und Damwild das Schälen von *Dama dama* nachweisen. Stress lässt sich für Mensch und Tier als eine Situation beschreiben, in welcher ein Organismus sich unerwarteten und nicht dem Wesen entsprechenden Rahmenbedingungen ausgesetzt sieht. Diese, u.a. auch durch die Nebennieren hormonell gesteuert, versucht der Organismus auszugleichen. In der heutigen "modernen Welt" zeigt sich dies beim Menschen in dem immer häufiger auftretenden "Burnaoutsyndrom". Grundsätzlich lassen sich als Stressauslöser Angstzustände, Verletzungen, Konkurrenzverhalten, Nahrungsknappheit usf. definieren. Zu einem gewissen Grad, kann Mensch oder Tier die unnatürlichen Rahmenbedingungen kompensieren - aber eben nur bis zu einem gewissen Grad. Ist eine bestimmte Grenze überschritten, schlägt die Situation um und führt zu Verhaltensstörungen, Krankheiten, Paarungsverhaltensstörungen, Organveränderungen, Gewichtsverlusten bis hin zum frühzeitigen Tod [GOSSOW 1999]. Damit ist Kreislauf geschaffen, welcher nur schwer zu durchbrechen ist. Alle wildökologischen Folgen und dies gilt auch für alle waldökologischen Folgen, ob negativ oder positiv, zeichnen sich stets erst nach ein, vielleicht auch zwei Generationen ab, was ein ganzheitliches und nachhaltiges Handeln unabdingbar macht!

## Großraubwild in der Kulturlandschaft, Deutungen zum Wildtiermanagement

---

"...Wer aufmerksam die Debatten zu Wolf, Bär oder Luchs verfolgt, wird den hitzigen und kontroversen Verlauf aber auch den ablehnenden Beigeschmack nicht verleugnen können. Das wirft die Frage auf, inwieweit bewegt sich diese Diskussion auf einem Niveau, welche sowohl sachlich als auch konstruktiv ist. In vielen Artikeln und Diskussionen zu dieser Thematik habe ich feststellen müssen, dass sich ein roter Faden der Arroganz und Ignoranz durch diese zieht. Der Grad, hin zu einer Hetzkampagne gegen Wolf und Co. scheint sehr schmal zu sein. Allzu häufig säumen fadenscheinige Argumente wie

---

..."unzumutbare Verluste gehetzten Wildes im Straßenverkehr..." und realitätsferne Vergleiche wie Tigerrisse in Indien usf. die hitzigen Ausführungen und entreißen somit letztlich einer sachlichen Diskussion allen Boden. ...ich kann es an dieser Stelle nur wiederholen, es ist eben diese Arroganz des Menschen, welche sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart viele Lebensräume zerstört, und damit den Artenreichtum der Flora und Fauna dezimiert hat. Welches Argument hat ein, gegenüber Natur und Umwelt verantwortlicher Mitmensch vorzubringen, entscheiden zu können, welches Lebewesen ein Recht hat, sich in seinem angestammten Lebensraum wieder anzusiedeln und welches nicht? ...Jeder Fachkundige aus den Bereichen des Naturschutzes, der Forst- und Landwirtschaft, der Jagd usf. verpflichtet sich im Rahmen seiner Fachkompetenz ein ökologisches Gleichgewicht zu wahren, was in unserer wirtschaftlich orientierten Kulturlandschaft ohnehin ein „verschobenes“ Gleichgewicht ist. Wer gegenwärtig das Erscheinungsbild einer „modernen“ Umweltpolitik voranbringen will und gleichzeitig den verdienten Respekt in der Bevölkerung wahren bzw. festigen möchte, erreicht dies nur schwerlich auf diesem Wege, solange z.B. verbandspolitische Meinungen als die Meinung aller deklariert werden oder die fadenscheinige Eventualität eingeräumt wird, einen Wolf (*Canis lupus*) nicht von einem Schäferhund unterscheiden zu können oder ihm das systematische Töten unseres Schalenwildes anzulasten...

...Es ist sehr wahrscheinlich, dass Wolf und Co. einen Weg finden wird, sich in gewissen Gebieten wieder einzubürgern. Allein unsere wirtschaftlich ausgeprägte Kulturlandschaft wird dieser Ausbreitung aber deutliche Grenzen setzen! Dort jedoch, wo es Naturräume für den Wolf und Co. gibt, ist es unsere Pflicht, einen Beitrag dazu zu leisten, diese wenigen Naturräume zu sichern, inklusive der sich darin einfindenden Tier- und Pflanzenwelt. Innerhalb dieser Verbreitungszonen gilt es, die Interessen aller Nutzungen über eine fachliche- und sachliche Diskussion in Konzepte umzusetzen, die die wirtschaftlichen, jagdlichen und naturschutzfachlichen Belange in Einklang bringen. Das ist es, was eine zeitgemäße Nutzung der Kulturlandschaft

---

ausmacht – und die Verantwortlichen, ins besonders innerhalb des Jagdwesens werden sich damit arrangieren können..." [Auszug aus Diskussionsbeitrag zur Wiedereinbürgerung des Wolfes, [GÖPFERT 2008].

Die Wiedereingliederung von Großraubwild ist nicht allein eine politische, naturschutzfachliche, tierökologisch- und tierschützerische Frage und Diskussion, sondern auch eine Ethische. Dabei sollten alle einen gleichberechtigten Schwerpunkt in der Debatte finden. Erstere sind insoweit von Bedeutung, um zu klären, aus welchen Gründen die Wiedereinbürgerung dieser Wildarten politisches Interesse wahren, welches in direktem Zusammenhang mit naturschutzfachlichen und tierökologischen als auch tierschützerischen Belangen zu bringen ist - die zweiten werfen die Frage auf, inwieweit steckt mehr eine moralisch- ethische Wiedergutmachung hinsichtlich der bedingungslosen Ausrottung durch den Menschen dahinter. Die Gründe der Ausrottung sind aus heutiger Sicht nur schwerlich zu begründen, wurden doch ähnlich wie heute wirtschaftliche aber vor allem auch aus Irrglauben heraus begründete Furcht und "Beuteneid" als Rechtfertigung vorgebracht. Heute mischen sich begründeterweise die naturschutzfachlichen Fragen hinzu. Ebenso spielt die Beurteilung der wirtschaftlichen Auswirkungen auf z.B. die Schafbeweidung eine Rolle. Es steht außer Frage, die Wiedereinbürgerung insbesondere *Canis lupus* und Luchs (*Lynx lynx*) bringen neben einer ökologischen Bereicherung auch ein großes Konfliktpotential mit sich. Gleichwohl an dieser Stelle vermerkt werden muss, dass ein Unterschied zwischen Wiedereinbürgerung, wie es beim Luchs geschehen, und Halten einer, aus natürlichen Bedingungen heraus zugewanderten heimischen Wildart, wie *Canis lupus*, zu machen ist. Grundsätzlich halte ich die Wiedereinbürgerung von Wildarten allgemein, in unsere Kulturlandschaft für kritisch. Gleichwohl es bei *Lynx lynx* nach mehreren Anläufen nun zu einer stabilen Population im Harz und Bayerischem Wald gekommen zu sein scheint, wird diese Wildart in einen Lebensraum entlassen, die nach wie vor nur annähernd dem natürlichen Lebensraum entspricht. Dies bezieht sich sowohl auf die Größe der Revierfläche als auch auf die Rahmenbedingungen durch Verkehr, Industrie und dichter

Besiedlung im und um den für *Lynx lynx* als angemessen erachteten Lebensraum. Hier gelten dieselben Bedingungen wie bereits unter Kapitel 5.7 beschrieben. Auch wenn sich bei der Wildart *Lynx lynx* im Harz eine positive Bilanz ziehen lässt, werden Konfliktbereiche ins Leben gerufen, die sich schnell auf Kosten der betroffenen Wildart ausleben und damit tierschutzfachlich äußerst fraglich werden können: Nach HABER und MATUSZEWSKI (1968) beläuft sich die Populationsdichte von *Lynx lynx* in Polen auf 2,5 Luchse a 100km<sup>2</sup> bei einem Bewegungsradius von bis zu 2000 ha. In Deutschland gibt es nur wenige solche freien Bewegungsradien, in denen eine zunehmende Luchspopulation auf lange Sicht ihren Raum findet. Etwas anders verhält es sich, findet eine Wildart wie *Canis lupus* einen Weg auf natürliche Weise zurück in seinen angestammten Lebensraum. Gleiches gilt auch für Wildarten wie z.B. den Marderhund (*Nyctereutes procyonoides*). *Canis lupus*, wie er den Weg zurück in die Lausitz gefunden hat, zeigt, dass es sich hierbei um einen Lebensraum handeln muss, welcher denen von *Canis lupus* zu entsprechen scheint. Interessanterweise handelt es sich hierbei um eine Region, welche bis vor kurzem noch extremen anthropogenen Einflüssen ausgesetzt waren. Truppenübungsplätze unterliegen häufig Einflüssen, die insbesondere für den Naturschutz eine bedeutende Entwicklung durchlaufen. Sie sind Beispiel dafür, wie intensivste Nutzung im Nachgang die Entwicklung einzigartiger Ökosystemen begünstigen und damit zu neuen Lebensräumen und Landschaftsbildern führen. Die Truppenübungsplätze Lausitz und Lübtheen seien als Beispiel erwähnt. Im Falle *Canis lupus* ist die Diskussion über das *wie* hinsichtlich unterstützender Maßnahmen bedeutend, über das *warum* wiederum nichtig.

Die Diskussion über den Einfluss von *Canis lupus* auf die ihn in seinem neuen Lebensraum zwangsläufig begegnenden Nutzungsinteressen rufen folglich verständliche Konfliktpotentiale hervor. Dabei muss aber unterschieden werden, inwieweit es sich dabei um wirkliche Konflikte handelt und inwieweit es sich um alte Irrtümer, tief versteckten Ängsten und reinen Beuteneid seitens einiger Reihen aus den



Jägerschaften handelt. Um diese Fragen konstruktiv zu klären, gilt es die Lebensart und Ökologie von *Canis lupus* bzw. der fraglichen Wildart zu kennen und zu verstehen. Nur in diesem Zusammenhang lassen sich Schlussfolgerungen zu allen weiteren Fragen erörtern. Das Vorhandensein von *Canis lupus* wird sicherlich Auswirkungen auf das Ökosystem haben, auf das Ökosystem, so wir es kennen. Dabei sind diese Auswirkungen keinesfalls falsch, sondern nur natürlich, gehört doch *Canis lupus* uneingeschränkt dazu - ebenso wie *Lynx lynx* oder *Nyctereutes procyonoides*. Die größten Bedenken werden dem Einfluss von *Canis lupus* und *Lynx lynx* auf das Schalenwild zugewiesen wo er auch sicherlich zu suchen ist. Mitnichten jedoch wird der Einfluss so hoch sein, dass alle bisherigen Regeln und Belange der Jagd außer Kraft gesetzt werden. Auch wenn der Beutebedarf von *Canis lupus* nach BUBENIK (1984) einen jährlichen Durchschnitt von rund 26 Hasen, 22,5 Rehe und 13 Rot- bzw. Damwild haben kann, bezieht sich sein Beutechema überwiegend auf junge, alte und schwache Tiere, was auch für *Lynx lynx* Gültigkeit hat [GOSSOW 1999]. Die Mortalität bei dem Jungwild durch schlechte Kondition seitens des Jungwildes selbst, des Muttertieres oder bedingt durch schlechte Witterungseinflüsse ist nicht zu unterschätzen - ebenso die Fähigkeit des Raubwildes eben diese zu nutzen, ohne somit direkten Einfluss auf den gesunden, zu hegenden Bestand zu nehmen [GOSSOW 1999]. Will heißen, hier stehen natürliche Mortalität seitens des Schalenwildes und Beuteinstinkt seitens des Raubwildes symbiotisch in Zusammenhang, mit der Folge, dass, nach GOSSOW 1999, durchschnittlich 70% der erbeuteten Schalenwildarten im jüngsten Alter bzw. im Alter über neuneinhalb Jahre liegen, stammen also aus Altersgruppen, wo allgemein hohe Sterberaten zu erwarten sind. Hier mag jetzt der ein oder andere die Hände reiben und zum wiederlegenden Argument ausholen, das es in vielen Revieren und in Deutschland überhaupt, wir sind hier ja nicht Skandinavien, kaum Wild geben wird, was dieses Alter erreicht - da häufig viel zu früh das Wild erlegt wird. Nicht so voreilig, sage ich da, zum einen wäre dann der Tatbestand des unsachgemäßen Wildtiermanagement bestätigt, zum anderen, ließ doch erst mal weiter... Aber zurück, zum

eigentlichen Punkt. Wir wissen bereits, dass das Schalenwild, wie in Kap. 5 7 xy beschrieben, über ausreichend Instinkte wie Feindverhalten und der Verteidigung des Jungwildes verfügt, den Zugriffen des Raubwildes entgegenzuwirken. Ungeachtet dessen zeigt das Großraubwild eine Fähigkeit der Beuteselektierung, wie sie der Mensch nur in Ausnahmefällen an den Tag bringt (vgl. Teil II, S. 1 xy). Ferner ist es auszuschließen, dass sich *Canis lupus* oder *Lynx lynx* seiner Lebensgrundlage durch übermäßiges Beutemachen beraubt, eine Verhaltensreaktion, welche für den Menschen nicht uneingeschränkt gültig ist. *Canis lupus* z.B. grenzen diese Gefahr durch instinktive Fortpflanzungsbeschränkung ein. Grundsätzlich ist es nur dem Alphawolf gestattet, sich mit der Alphawölfin zu paaren, lediglich bei Nahrungsüberfluss gewährt die Alphawölfin auch rangniedrigere Wolfsrüden [MECH und KARNS 1977]. Gleiches hat auch für *Lynx lynx*, entsprechend seinem Paarungsverhalten, Gültigkeit [GOSSOW 1999].

Weitere fragliche Einflüsse sind bei den durch *Canis lupus* oder *Lynx lynx* zu erwartenden Rissen von wirtschaftlich bedeutenden Nutztieren zu sehen, wo sicherlich die Schafhaltung an erster Stelle zu nennen ist. Auch hier hat es bereits "übergriffe" von *Canis lupus* gegeben - und der damit aufkommende Unmut seitens der Schäfer ist einleuchtend. Ins besonders in der Lausitz hat dies zu kontroversen Diskussionen geführt. Aber auch hier hat der Einsatz akzeptabler finanzieller Hilfen, spezielle Zaunsysteme in Kombination mit dem Einsatz von Hütehunden, dem Pyrenäenberghund, erfolgsversprechend Abhilfe geschaffen. Und wieder mag sich hier der eine oder andere die Hände reiben wollen, und gegenargumentieren, dass dies doch alles nicht wirklich Früchte trägt. Trotz solcher Maßnahmen hat es insbesondere die Zunft des Schäfers hohe Kosten zu bedienen. Hier sind in der Tat auf politischer Ebene weiterführende Konzepte zu etablieren, die solch einem Missstand entgegenwirken.

Sind schließlich noch die Zweifel in der Bevölkerung zu nennen, ist das Wolfsgeheul zu hören oder taucht *Canis lupus* einmal in der Nähe von Siedlungen aus. Gerade letzteres löst in der Bevölkerung

---

Unbehagen auf. Letztlich ist die Erscheinung von *Canis lupus* in Siedlungsnähe als ein Abtasten, ein sondieren der Gefahrgrenze seitens *Canis lupus* zu deuten, gepaart mit einem Quantum Neugier. Da *Canis lupus* grundsätzlich eine natürliche Scheu vor dem Menschen aufweist, wird es kaum zu ernsthaften Zwischenfällen kommen, wenngleich diese nicht auszuschließen sind - unabhängig davon ob dann der Auslöser bei *Canis lupus* oder beim Menschen zu suchen ist. Letztlich wird *Canis lupus* die Konfrontation mit dem Menschen stets als ein Negativerlebnis speichern, was in der Folge seine Scheu zum Menschen erhöhen wird.

Zusammenfassend ist mit dem Erscheinen von Großraubwild in unserer Kulturlandschaft eine ganzheitliche Sicht aller Komponenten unabdingbar. Die Tatsache der ausgeprägten Instinkte seitens des Schalenwildes und des Raubwildes, die Eigenschaft, die natürliche Mortalität in die Beutewahl einzubinden und die natürliche Scheu vor dem Menschen als auch die, durch Industrie und Gesellschaft gesetzten Verbreitungsgrenzen, lassen den Schluss zu, dass der Einfluss von Großraubwild auf die Schalenwildarten überschaubar sein wird. Aus jagdlicher Sicht ist hieraus die Konsequenz zu ziehen, in den Regionen mit Raubwildvorkommen, das Wildtiermanagement bzw. die Abschussplanung diesen Faktoren anzupassen. Die daraus resultierende Erwartung, dass mitunter die Jagdstrecken geringer ausfallen, ist richtig, gleichwohl unterm Strich die Gesamtstrecke dennoch erfüllt sein wird - denn darauf kommt es im Grunde doch an. Die Erwartungen einzelner, dass es allein dem Menschen zustehe, sich um die Regulierung des Schalenwildes zu kümmern, ist ein Trugschluss. Grundsätzlich kann man Verständnis dafür aufbringen, wenn sich eine gewisse Portion Furcht in die Vorstellung der "Abschussplanteilung" einbringt, handelt es sich schließlich um ein Wildtiermanagement, was es so in Deutschland noch nicht gegeben hat. Dabei kann es durchaus zu der Situation kommen, wo es auf politischer Ebene zu entscheiden gilt, ob es sinnvoll ist, das Großraubwild dem Jagdrecht unterzustellen, um nicht vorhersehbaren Entgleisungen, sowohl bei Nutztieren, beim

---

Schalenwild oder auch beim Großraubwild selbst, fachgerecht entgegen wirken zu können. Nichtsdestotrotz werden hier nur natürliche Regulatoren in der Abschussplanung berücksichtigt. Wird dieses Ignoriert bzw. *Canis lupus* diese Fähigkeit abgestritten, handelt es sich hierbei eher um Beuteneid als um ökologisch orientiertes Handeln. Die Bereitschaft und die Akzeptanz dazu - auch wenn diese vorerst ein schwieriges Unterfangen sein wird - kann und wird sich dauerhaft und nachhaltig in die Köpfe der Verantwortlichen einprägen - einprägen müssen.

---

## Wildtiermanagement, Definitionen, Hintergründe, Methodik

---

Management ist die englisch-amerikanische Bezeichnung für den deutschen Begriff Unternehmensleitung (zit. in SCHULTE 1993, S. 121). Der Begriff Wildtiermanagement ist innerhalb der Literatur und der Diskussion aufgrund des breiten Aufgabenspektrums und der unterschiedlichen historischen Entwicklung nach wie vor nicht einheitlich definiert. KRUG (1996) zit. in [WWW.WELTBILDER.DE](http://WWW.WELTBILDER.DE) (09/2004) versteht unter Wildtiermanagement: „Alle zielorientierten menschlichen Maßnahmen zum Schutz und zur nachhaltigen Nutzung wildlebender Tierpopulationen und ihrer Lebensräume“. Nach HOFER (1993) zit. in [WWW.WELTBILDER.DE](http://WWW.WELTBILDER.DE) (09/2004) umfasst Wildtiermanagement „...alle staatlichen und privaten organisatorischen Strukturen und Regulationsmechanismen, mittels denen auf die Ressource Wildtier eingewirkt wird...“. Nach [WWW.WILDTIERMANAGEMENT.DE](http://WWW.WILDTIERMANAGEMENT.DE) (09/2004) bedeutet Wildtiermanagement die Beeinflussung oder den Schutz einer in freier Wildbahn lebender Tierpopulation. Damit sind die Maximierung einer Population z.B. einer bedrohten Tierart, die Minimierung einer Population z.B. bei einer unerwünschten hohen Populationsdichte und das Beobachten einer Population ohne direkten Eingriff, beispielsweise in einem Nationalpark, als Zielsetzungen verbunden.

Um ein Wildtiermanagement in einem beliebigen Untersuchungsgebiet, nachfolgend UG genannt, betreiben und umsetzen zu können, müssen zuvor die lokalen Umstände und Konfliktbereiche untersucht werden. Dazu zählen welche Ökosysteme vorhanden sind, wie ist das Gebiet strukturiert, welche Wildtierarten, die in dem Management berücksichtigt werden sollen, leben in dem UG und welche Gesetzgebungen und Nutzungsinteressen -konflikte sind ausschlaggebend bzw. treffen hier aufeinander. An dieser Stelle gilt es zu berücksichtigen, dass diese Inhalte in Abhängigkeit des jeweiligen UG durchaus variable sein und unterschiedlichen Schwerpunkten unterliegen können. Konfliktbereiche in einem UG entstehen dort, wo die Interessen von

---

Menschen auf die Interessen von Wildtieren und dessen Lebensräume stoßen. Es ist gezielte Öffentlichkeitsarbeit und Aufklärung von Nöten, um eine breite Akzeptanz zwischen den unterschiedlichen Nutzungsinteressen zu erlangen und einen langfristigen Erfolg zu gewährleisten ([WWW.WILDTIERMANAGEMENT.DE](http://WWW.WILDTIERMANAGEMENT.DE) 09/2004). Eine Akzeptanz ist dann erreicht, wenn es jedem einzelnen Nutzer gelingt, seine Interessen nicht über die Belange eines anderen zu stellen.

Häufig führen Wildtierzählungen zu Überraschungen, da meist der Bestand nicht allein zahlenmäßig, sondern auch hinsichtlich Geschlechterverhältnisses (GV) und Altersgruppenverteilung (AV) unterschätzt wird. Gründe dafür reichen von Unwissenheit bezüglich der Ökologie einer Wildart bis hin zur Einschränkung der Bestandsermittlung auf ein Minimum. Das Beispiel der Bestandsermittlung auf der Insel Kalø verdeutlicht dies. 1948 wurde auf der dänischen Halbinsel Kalø beim Rehwild ein Totalabschuss durchgeführt, um zwecks populationsdynamischer Studien den erlegten Rehwildbestand durch neu eingeführte Tiere zu ersetzen (GOSSOW 1999). Das Revier Kalø umfasst eine Gesamtgröße von 1.020 ha. Es teilt sich in 680 ha Feld und 340 ha Wald auf. Nach intensiven Rehwildzählungen durch mehrere erfahrene Wildbiologen des Kalø-Teams und ansässigen Jagdausübungsberechtigten kam man zu dem Resultat, dass im Sommer auf der Halbinsel etwa 70 Rehe vorkommen sollten, d.h. eine Wilddichte von 7/100 ha. Die Teilnehmer und Initiatoren dieser Aktion staunten allesamt nicht schlecht, als der noch im gleichen Jahr durchgeführte Totalabschuss eine dreifach so hohe Stückzahl zur Strecke brachte, nämlich 213 Rehe. Hinter dieser Anzahl verbargen sich 91 Kitze, 76 Schmalrehe und Ricken sowie 46 Rehböcke.

Tab. 29: Zahlen-Beispiel aus Kalø.

Feldfläche	Waldfläche	Totalabschuss (Stück)	Wilddichte (Stück/100 ha)	Jahreszeit (Bestand:Bezugsfläche)
680 ha	340 ha	213	63	Sommer-Herbstbestand (Wald)
		91 Kitze		
		122	36	Frühjahrsbestand (Wald)
		122	12	Frühjahrsbestand (Wald + Feld)
		213	21	Sommer-Herbstbestand (Wald + Feld)

Aus der Tab. 29 ist ersichtlich, dass es bei den Zählgrundlagen hauptsächlich auf die räumlichen und zeitlichen Bezugsgrößen ankommt. In der Jagdzeit wird eigentlich der Sommer- und oder Herbstbestand bejagt, allerdings der Frühjahrsbestand für die Streckenplanung zugrunde gelegt. In der Praxis verbirgt sich hinter der Zuwachsleistung ein Durchschnittswert, der mit dem weiblichen Anteil vom Gesamtbestand multipliziert und dem Bestand im Frühjahr beigefügt wird. Im Falle von Kalø ergibt sich ein Zuwachs von 120 %, denn es wurden 91 Kitze bei 76 Schmalrehen und Ricken erlegt. In Deutschland werden i.d.R. bei der Abschussplanung 80-100 % veranschlagt. Kommt an dieser Stelle auch noch eine Unterschätzung des weiblichen Rehwildes im Frühjahr dazu, entsprechen demzufolge die für die Abschussplanung veranschlagten Zahlen nur die der Rehböcke einigermaßen der Wirklichkeit, während die Werte für das weibliche Rehwild mit dem dazugehörigen Nachwuchs eine ansteigende Unbekannte widerspiegeln, die wiederum eine immer kritischere Übervermehrung zulassen können (GOSSOW 1999).

---

Und da es grade so interessant wird noch ein weiteres Beispiel: Es zeigt, wie „unsichtbar“ *Capreolus capreolus* sein kann, bzw. allgemein das Wild fähig ist, sich dem Sichtfeld des Menschen zu entziehen. Durch den dänischen Wildbiologen Andersen wurden im Februar 1956 exakt 38 Rehe gefangen, mit Halsbändern markiert und wieder freigelassen. Diese Untersuchungen fanden in einem isolierten Wald statt, in dem einige Tage später ein Zähltreiben durchgeführt wurde. Die Beteiligten machten ausschließlich schriftliche Notizen. Bei diesem Zähltreiben konnten insgesamt 11 Rehe gesichtet werden. Lediglich vier Rehe trugen die Markierungsmarken, d.h. es konnten nur 10 Prozent Wiederbeobachtungen gemacht werden. Kurz vor der Untersuchung hatte man durch wiederholtes Abfährten\* im Schnee sichergestellt, dass seit der Markierungsaktion kein Wild zu- oder abgewandert war. Außerdem stellte man fest, dass die fehlenden Rehe den Wald nicht verlassen, sondern sich bei der Untersuchung erfolgreich gedrückt\* hatten. (GOSSOW 1999)

Ein weiteres Beispiel liefert eine Schätzmethode aus Revieren der ehemaligen DDR. Auch hier sollten Bestände von *Capreolus capreolus* ermittelt werden. Dabei wurden die rechnerisch bestimmten Bestandsdichten mit den Frühjahrszählungen verglichen (WAGENKNECHT 1967). Tab. Gossow S12

Diese Fehlschätzungen sind durchaus vergleichbar mit Ergebnissen, wie sie auch von dänischen Wildbiologen belegt werden können. Es wird deutlich, dass das fundierte Wissen um die Lebensweise der jeweiligen Wildart unumgänglich ist. Während *Capreolus capreolus* sich durch sein spezifisches Verhalten des "sich Drückens" der Beobachtung des Menschen entziehen kann, reagieren andere Wildarten durch frühzeitiges Abspringen\* und hin und herwechseln zwischen den Beständen. Während *Capreolus capreolus* sowie *Dama dama* eher Standorttreu sind, ziehen *Cervus elaphus* und *Sus scrofa* durchaus weite Kreise und wechseln die Bestände. Ebenso lebt *Capreolus capreolus* in kleinen Familien oder gar einzeln, während *Dama dama* und *Cervus elaphus* oft in Rudeln oder zumindest in größeren Familienverbänden auftreten.



---

Grundsätzlich ist eine Wildtierzählung in freier Fläche sicherlich vielversprechender, ist aber für viele Wildarten auf Grund ihres Wald- oder Mischlebensraums kritisch zu betrachten. Eine Wildbestandsermittlung ist daher auf einer großen Fläche vorzuziehen. Dies kann durch den Zusammenschluss mehrerer Reviere zu Hegeringen\*, Damwild- oder Rotwildringe\* erreicht werden.

Dieser Exkurs zeigt, wie difizil die Zusammenhänge zwischen Wildbeständen und Wildtiermanagement sein können. Es zeigt einmal mehr, wie wichtig die Anwendung eines ganzheitlichen Managements ist und in welcher Verantwortung wir dabei stehen.

Für die Umsetzung eines Wildtiermanagement muss klar sein, dass dies eine konsequente Zusammenarbeit und uneingeschränktes Vertrauen aller Beteiligten voraussetzt. Darüber hinaus ist mitunter ein nicht zu geringes Manpower anzusetzen. Im Rahmen des Wildtiermanagements wird auf unterschiedliche Instrumente zurückgegriffen, die letzten Endes ein Ziel verfolgen, nämlich die Bestandserhebung. Maßgebliche Instrumente sind dabei die Wildzählungen, Lautzählungen, Losungszählungen, die Wildmarkierung und Streckenermittlungen. Einige dieser Instrumente werden in ihrer Methodik, ihren Kriterien und Zielsetzungen unterschiedlich angewendet. Gleichwohl die Wildbestandserhebungen häufig keine völlig zufriedenstellenden Ergebnisse liefern, gehören diese jedoch zu den wichtigsten Ausgangsmaterialien, die für alle weiteren Entscheidungsfindungen unumgänglich sind. Die Wildbestandserhebung liefert neben reinen Zahlen auch detaillierte Auskunft über die AV, GV und Zuwachsraten (ZW) im Bestand. Ein Bestand, eine Wildtierpopulation ist, aus biologischer Sicht gesehen, vergleichbar mit einer innerhalb eines Verbreitungsgebietes vorkommenden Fortpflanzungsgemeinschaft. Das Wildtiermanagement schlüsselt die Einheiten eines Bestandes auf und gibt Einblick in die ZW, dass GV und AV und zeigt dabei auch deren Abhängigkeit von Umwelt und Lebensraumqualität und die arteigene Gesetzgebung hinsichtlich der Bestandsverteilung im Raum. Diese Bestandsverteilung steht gleichermaßen für die Abundanz [*lat.*

---

*abundantia* = Überfluss, Adjektiv *abundant*] oder anders gesagt die Wilddichte. Die Wilddichte wiederum wird in Bezug auf die Hektar eines Revieres gesehen. In der Praxis wird dabei die Wilddichte auf den Faktor 100 Ha berechnet, wenn gleich dies ein theoretischer Wert ist, da in der Realität die Reviere und der Bewegungsraum des Wildes sich nicht auf festgesetzte "Quadratmetergrenzen" beschränkt. Für die Wilddichte ist ausschlaggebend, zwischen einer biotischen Wilddichte und einer wirtschaftlich tragbaren Wilddichte zu unterscheiden. Die biotische Wilddichte steht in Abhängigkeit von den natürlichen regulierenden Faktoren in einem intakten Ökosystem ohne das Zutun des Menschen. Dabei entwickelt sich das Wild gut und das Auftreten von Seuchen oder die Minderung des Lebensraumes durch das Wild selbst, bleiben aus. Für die hier zu behandelnden Schalenwildarten halten LEONHARD (1959) und GRÜNDER (1959) in STUBBE (1997) im Durchschnitt 8 Stück/100 ha, BRUNS, SATORIUS und LOTZE (1961) in STUBBE (1997) 10 Stück/100 ha für biotisch tragbar. Eine wirtschaftlich tragbare Wilddichte ist dann erreicht, wenn die auftretenden Wildschäden mit den üblichen Abwehrmitteln wirtschaftlich tragbar bleiben. Es sei an dieser Stelle bemerkt, dass nicht allein die Wildbestandsreduktion, sondern auch die Anhebung der Tragfähigkeitsgrenze durch entsprechende forstliche Maßnahmen, durch einen „wildgerechtem Waldbau“, dazu beitragen können, eine wirtschaftlich tragbare Wilddichte zu halten (MÜLLER 1990). Einen "wildgerechten Waldbau" zu definieren bedarf es einer Lebensraumanalyse, welche die Lebensraumqualität eines Raumes bewertet (vgl. Abschnitt Waldbau S xy).

Diese Variable der Lebensraumanalyse, auch Bonität genannt, verdient eine nicht zu unterschätzende Beachtung im Rahmen der Bestandsermittlung. Eine Lebensraumanalyse bezieht sich auf die Bezugsfläche, welche die Revierstrukturierung, sprich Flächenverteilung und Flächenart definiert. Viele Reviere gliedern sich in Wald-, Feld-, Auen-, Alm- oder Gebirgsanteile. Jede dieser Anteile stellen spezifische Lebensraumbedingungen, die wiederum von unterschiedlichen Wildtierarten unterschiedlich frequentiert werden. Das Beispiel Kalø

---

zeigt, dass es neben Waldanteilen auch große Feldanteile gibt. Damit muss die Wilddichte der Halbinsel auch entsprechend dieser Anteile verteilt werden, was in diesem Rahmen bedeutet, dass rund zwei Drittel des Gesamtbestandes auf einem nur Waldbezogenen Bestand verringert werden muss (Gossow 1999). Dieser Fakt ist ungemein wichtig und wird meines Erachtens häufig unterschätzt oder nicht berücksichtigt. Auf andere Reviere übertragen bedeutet dies, dass Vorab klar sein muss, was die Bezugsfläche ist und wie diese zur Vorkommenden bzw. zu prüfenden Wildarten steht: Für *Capreolus capreolus* werden in der Regel sowohl Feld und Wiesen als auch Waldflächen als Bezugsfläche angesehen. Ebenso kann dies auch für *Dama dama* und dem Schwarzwild (*Sus crofa*) angenommen werden. Eine Wilddichtenverteilung steht hier in Bezug von der Verteilung zwischen Waldanteilen und Waldzusammensetzung und Feld- bzw. Feldgrenzenanteilen. Bei kleineren Waldanteilen mit höherem Feldgrenzenanteilen ist tendenziell mit höheren Dichten von *Sus scrofa* zu rechnen als bei großen zusammenhängenden Waldkomplexen (BRIEDERMANN 1990). Bei *Cervus elaphus* wiederum wäre dieser Ansatz falsch, da weniger Felder, hingegen Wälder, Wiesen oder Almen wesentlich stärker von *Cervus elaphus* angenommen werden und hier der Ansatz zur Bezugsfläche von vornherein anders angegangen werden muss. Die Bezugsfläche ist also als eine Variable zu sehen, die nach örtlichen Gegebenheiten betrachtet und angepasst werden muss und stellt keine starre Einheit dar. In Bezug auf eine Lebensraumanalyse wiederum lassen sich klare Rückschlüsse auf die Lebensraumqualität erheben und im Zuge eines Bewertungsverfahrens definieren. Gleichwohl die Lebensraumanalyse ursprünglich für *Capreolus capreolus* entwickelt wurde, lässt sie sich heute auch auf andere Schalenwildarten übertragen STUBBE (1997).

In den Grundsäulen beruft sich die Lebensraumanalyse auf Jagdgebietstypen und die darin Vorkommenden Biotopstrukturen. Die Jagdgebietstypen werden differenziert nach

- Jagdgebiete über 500 m NN (Typ I)

- 
- Jagdgebiete zwischen 300 m und 500 m NN sowie in Lagen unter 300 m NN bei einem Fichtenanteil von mehr als 40 % Forstfläche (Typ II)
  - Jagdgebiete in Lagen unter 300 m NN mit einem Laubholzanteil von mehr als 60 % Forstfläche und erreichbarer Äsungsstrauchschicht von mehr als 35 % (Typ III)
  - Jagdgebiete in Lagen unter 300 m NN, die hochwertigere Äsungsflächen aufweisen als die in Typ II und III (Typ IV)

Die Biotopstrukturen werden definiert durch den (nach UECKERMANN ET AL. 1994)

- Feldgrenzenanteil
- Wiesenfläche
- Baumartenverteilung
- Grundgestein

oder durch die (nach MÜLLER 1964)

- Fläche der Strauchschicht
- Fläche der Grasschicht
- Fläche der Wiesen, Weiden, Felder und Wildäcker
- Grundgestein

Ist es Ziel, auch *Sus scrofa* in dieser Definition der Biotope zu berücksichtigen, erscheint es sinnvoll, den Baumartenanteil bezogen auf die Gesamtwaldfläche wie folgt zu unterteilen (Briedermann 1990):

- Laubholzanteil < 10% (Gruppe I)
- Laubholzanteil 10% bis 20% (Gruppe II)

- 
- Laubholzanteil 20% bis 50% (Gruppe III)
  - Laubholzanteil > 50% (Gruppe IV)

Bei der Erfassung des Laubholzanteiles wird der Schwerpunkt insbesondere auf Masttragenden Bäume gelegt, ausgenommen wird daher *Betula spec.*

Es ist zu beachten, dass sich die Lebensraumanalyse somit auf Jagdgebiete bezieht, die zumindest eine einstandsgewährende Waldstruktur vorhalten. Bei der Erfassung der genannten Biotopstrukturen ist nach bestimmten Indizien vorzugehen. Diese setzen sich beim Feldgrenzenanteil aus der Strecke der Waldfläche, die an Feldflächen grenzt, zusammen. Für diesen Wert wird der prozentuale Anteil auf die Gesamtwaldrevierfläche ermittelt. Die Erfassung der Äsungsflächen berücksichtigt Waldflächen, von Wald umschlossene oder daran angrenzende Wiesen, Weiden, Felder und Wildäcker, Ödländereien, Brüche oder Fenne, die eine Größe von 20 ha bzw. bei Wiesen an Waldrändern eine Breite von 200 m nicht überschreiten. Flächenanteile, die durch Gatterung oder nahe bzw. angrenzende Siedlungen, Einzelhöfe, oder -häuser oder durch Straßen für das Wild unpassierbar sind, fallen aus der Berechnung heraus – theoretisch. Dazu gleiche mehr. Die Erhebung der Waldbestände richtet sich nach Altersgruppen, Baumartengruppen und -zusammensetzung. Ins besonders bei Mischbeständen sind diese auf den Reinbestand abzustimmen, indem bei Mischungsverhältnissen von bis zu 5/10 der Fläche, die Holzart und Altersklasse des Hauptbestandes Maßgebend ist - ebenso bei einem Mischungsverhältnis größer 6/10 des Unter- und Zwischenbestands. Wenn zwei Baumarten gleicher Altersklasse den Hauptbestand bilden, ist das arithmetische Mittel dieser Baumarten zu benennen (vgl. Anh. Bonität Begrünungsprozt...).

Soweit die Grundsäulen der Lebensraumanalyse. Im Hinblick der eingangs beschriebener intensiver Nutzung unserer Kulturlandschaft und der damit einhergehenden Ausreizung des Naturhaushaltes, sollte dieses Konstrukt um einige Parameter erweitert werden. Eben

---

sind u.a. Begrifflichkeiten wie *unpassierbar* im Zusammenhang von Landnutzungsformen wie Straßen oder Siedlungen gefallen. Diese Landnutzungsformen, ich würde sie gerne Landnutzungsklassen nennen, sind ebenso in eine Lebensraumanalyse einzubeziehen wie die eigentlichen genannten Lebensraumtypen wie Feld, Wiese, Wald usw. Es gilt also, die Auswirkungen aller Landnutzungsklassen zu definieren und ihre Auswirkungen sowohl auf die Wildtiere als auch auf die Lebensrauarqualität zu beschreiben. Die genannten Landnutzungsklassen üben demnach sowohl eine Scheuchwirkung\* als auch eine Barrierewirkung\* auf Wildtiere aus.

Die Scheuchwirkung definiert sich, wie der Name schon sagt, durch den vertreibenden Effekt einer Straße, eines Gewerbegebietes oder einer Siedlung. Unter Berücksichtigung des bereits beschriebenen Verhaltens der Konditionierung bei Wildtieren, noch mal grob gesagt, dem Gewöhnungseffekt, wird ein gewisses, dem Wildtier instinktiv gegebenes Risikoverhalten stets angehörig bleiben. Zu beobachten ist dies durch die Tatsache, dass Wildtiere allgemein, also auch Vögel, auf dieser Verhaltensgrundlage z.B. zu Verkehrsadern stets einen Grundabstand halten, ebenso zu Siedlungen oder anderen, störungsintensiven Quellen. Die Barrierewirkung definiert sich durch die Barriere, dem Widerstand hinsichtlich der Absicht, von Punkt A nach Punkt B zu gelangen. Diese Barrierewirkung kann durch technische Eigenarten oder materielle Stoffe gegeben sein. So stellt z.B. eine dichte Siedlung, eine stark befahrene Straße oder auch ein Gewässer für die Wildtiere eine Barrierewirkung unterschiedlicher Wirkungsstärke dar. Befassen wir uns also mit der Thematik der Lebensraumanalyse, reicht es nicht aus, allein die Biotopstrukturen zu bewerten, sondern es müssen auch die Wirkungsgefüge der Nutzungsklassen mit in diese Analyse einfließen. Und jetzt wird es theoretisch: Rein analytisch bedeutet dies, flächenmäßig muss den Biotopstrukturen der Anteil des Wirkungsgefüges wieder abgezogen werden, oder in Geoinformationssprache, mit ihr kumuliert werden. Die Flächenanteile, welche nun übrigbleiben oder den geringsten Barrieregrad aufweisen, sind die Lebensraumhabitate,

---

welche quantitativ dem Wild zur Verfügung stehen (vgl. Anh. Bonität). Ist dies geschehen, gelten weiterführend die Inhalte der bereits beschriebenen Grundsäulen der Lebensraumanalyse.

An folgendem Beispiel sei die Anwendung der Parameter erklärt. Nach UECKERMANN ET AL. (1994) führen auf Grundlage folgender Formeln die Parameter zu diesen Ergebnissen:

$$P = \text{Feldgrenzenanteil in m} : \text{Gesamtwaldreiviergrenze in m} \times 100$$

Ergibt beispielsweise der Feldgrenzenanteil eines Jagdgebietes 5017,77 m und die Gesamtwaldreiviergrenzenlänge 17900,06 m, so liegt der Feldgrenzenanteil bei 28 Prozent. In diesem Fall werden für den Feldgrenzenanteil 11 Punkten vergeben.

$$P = \text{Wiesenfläche in ha} : \text{Gesamtwaldreivierfläche in ha} \times 100$$

Beträgt die Wiesenfläche in einem Jagdgebiet 38,78 ha und die Gesamtwaldreivierfläche 292,81 ha, ergibt sich ein prozentualer Wiesenflächenanteil von 13 Prozent, das mit der Punktzahl 17 bewertet wird.

Ist z.B. eine mittlere Baumartenverteilung in einem Jagdgebiet mit Laub- und Nadelbaumarten vertreten, so wird hier die Punktzahl 15 vergeben. Liegen keine Baumarten über 50 Prozent, so werden einzelne, der jeweiligen Baumart zugewiesenen Punktzahlen vergeben.

Ist das Grundgestein eines Jagdgebietes Sandstein, wird hier die Punktzahl 20 vergeben.

Summiert man diese Punktzahlen, ergibt sich bei diesem Beispiel die Standortwertziffer 63. Das bedeutet, dass die Reviergüte die Wertstufe „mittlerer Standort“ erhält (vgl. Anh. Bonität).

Nach MÜLLER (1964) kommen wir im gleichen Revier unter Anwendung folgender Formeln zu diesen Ergebnissen:

$$P = \text{Strauchschicht in ha} : \text{Gesamtfläche in ha} \times 180$$

---

Beträgt die Strauchschicht in einem Jagdgebiet 1,59 ha und die Gesamtrevierfläche 430,30 ha, ergibt sich durch den Faktor 180 eine Punktzahl von 0,67

$P = \text{Grasschicht in ha} : \text{Gesamtfläche in ha} \times 70$

Beträgt die Grasschicht in einem Jagdgebiet 38,78 ha und die Gesamtrevierfläche 430,30 ha, ergibt sich durch den Faktor 70 eine Punktzahl von 6,31

$P = \text{Wiesen} + \text{Weide} + \text{Feld} + \text{Wildacker in ha} : \text{Gesamtfläche in ha} \times 100$

Beträgt die Summe der Wiesen, Weiden, Felder, Wildäcker in einem Jagdgebiet 38,5 ha und die Gesamtrevierfläche 430,30 ha, ergibt sich durch den Faktor 100 eine Punktzahl von 63

Ist z.B. die Baumart Kiefer in einem Jagdgebiet in einem Mittelwert und einem Alter über 40 Jahre vertreten, so wird hier die Punktzahl vergeben, was eine Wertziffer von 32 ergibt.

Summiert man diese Punktzahlen, ergibt sich bei diesem Beispiel die Standortwertziffer 39. Das bedeutet, dass die Reviergüte der Wertstufe II bis III (mittel) entspricht. (vgl. Anh. Bonität). UECKERMANN (1994) geht an dieser Stelle einen Schritt weiter und setzt diese Wertung in Bezug zu empfohlenen biotischen und wirtschaftlichen tragbaren Wilddichten. In GOSSOW (1999) wird in diesem Zusammenhang die wirtschaftlich tragbare Wilddichte für "gute Reviere" bei *Capreolus capreolus* mit 7, bei *Cervus elaphus* mit 1,5 und bei *Dama dama* mit 4 Stücken Wild / 100 ha beziffert; wobei hier ein Jagdgebietstyp der Klasse II angesetzt ist. Die durchschnittliche biotisch tragbare Wilddichte beträgt 11,5 Stücken Wild auf 100 ha. Ebenso kann ein Rückschluss hinsichtlich der zu erwartenden Durchschnittsgewichte der Alttiere\* in kg gezogen werden (vgl. Tab Gossow S 105).

Sollte aus internen Gründen es nicht möglich sein, einzelne Reviere als Jagdgebiete zu definieren, kann diese Herangehensweise auch durch ein Raster von Planquadraten ersetzt werden, die sich gleichmäßig



---

über das UG verteilen. Die Ermittlung der einzelnen Parameter kann händisch, sollte aber idealerweise auf Basis eines Geoinformationssystems (GIS)\* erfolgen. Die Dateninformationen zu Waldbestandstypen können in der Regel aus den Forstbetriebskarten ermittelt werden, welche heutzutage meist schon auf GIS-basierten Vektordaten beruhen, gleiches gilt auch für die Biotopstrukturen. Besonders hilfreich ist hier auch im Zusammenhang der Anwendung eines GIS die Nutzung von CIR-Luftbildern\*. Informationen zu Bodentypen gehen aus den Bodenatlanten hervor ELLENBERG (1996).

Einheiten wie die bereits erwähnten AV, GV und ZW sind wichtige Faktoren innerhalb eines Wildbestandes und stehen ebenfalls in Zusammenhang mit der Bonität eines Revieres. Gleichwohl diese Einheiten bei *Capreolus capreolus* einer anderen Betrachtung bedürfen als bei *Dama dama*, *Cervus elaphus* oder *Sus crofa*.

Für *Capreolus capreolus* kurzer Einblick in Zuwachs, Geschlechtsalter und Lebenserwartung... gilt aus jagdlicher Sicht gesehen, eine Wilddichte von unter 5 Stücken Wild auf 100 ha als nicht bewirtschaftbar. Hintergründe dafür sind u.a. in dem Verhalten dieser Wildart zu sehen, sich territorial in mitunter kleinen Arealen aufzuhalten. Haben wir dann auch noch eine durch dichtes Unterholz geprägten Bestand, ist es fast unmöglich, *Capreolus capreolus* zu Gesicht zu bekommen. Nach STUBBE (1997) stehen die Wilddichte und damit auch der ZW in engem Bezug zum GV. Häufig wird in diesem Zusammenhang in der Literatur auf Rechenmodelle verwiesen, die mittels Alterspyramiden eine GV von bis zu 1:3 zu Gunsten des weiblichen Wildes prognostizieren. Diese Modelle sind in der Praxis jedoch zweifelhaft, da sie nicht die Regulationsmechanismen wie Fallwild durch Verkehr oder Brunft\*, strenge Winter, Mahdopfer im Frühjahr usf. in der realen Umwelt berücksichtigen können. Die Jagd sollte ein Instrument sein, was diese Mortalitätsursachen ausgleicht oder kompensiert. Dennoch wird in der Praxis stets der Versuch unternommen, den Wildbestand über das GV zu manipulieren, etwa dann, wenn es gilt, starke Trophäenträger zu gewinnen. Doch auch hier sei angemerkt, dass diverse

---

Abschusseexperimente deutlich gezeigt haben, dass das Einwirken des Menschen hier begrenzt, ist STUBBE (1997). Natürlicherweise wird sich das GV bei *Capreolus capreolus* immer zu Gunsten des Weiblichen Rehwildes entwickeln. Ins besonders in waldgeprägten Revieren ist ein GV von 1:1 höchsten von 1:1,5 zu Gunsten des weiblichen Rehwildes anzustreben und zeigt dabei deutlich positive Chancen in der Bewirtschaftung. Die Abschussplanung muss daher auch verstärkt dem weiblichen Rehwild gelten. In reinen Feldrevieren hingegen verhält es sich entgegengesetzt. Hier ist ein GV von 1,5:1 zu Gunsten des männlichen Rehwildes anzustreben und erfolgreich zu bewirtschaften STUBBE (1997). Hier ist die Abschussplanung vermerkt auf das männliche Rehwild zu richten. Hinsichtlich des Zielalters von *Capreolus capreolus* ist maßgeblich, dass dieses nicht durch jagdliche Nutzung bestimmt werden kann, sondern in direkter Abhängigkeit zur Lebensraumqualität steht. Ein Lebensraum, welcher in Teilen nicht den Lebensraumansprüchen von *Capreolus capreolus* entspricht, sei es durch mangelnde Dichtung, mangelnde Krautäsung oder durch Störung hervorgerufenen Stress, wird die Bockentwicklung ungeachtet des Alters, immer schlecht ausfallen. Es ist also wieder der Lebensraum, welcher über gute, mäßige oder schlechte Rehwildbestände entscheidet. Ungeachtet dessen wird es immer Böcke geben, die Spätentwickler sind und andere, die bereits mit zwei bis drei Jahren ein starkes Gehörn\* aufweisen. In der Regel erreicht die Gehörnentwicklung im Durchschnitt mit 3,5 Jahren ihren Höhepunkt. Hier hält sie sich in Abhängigkeit von Konstitution des Stückes einige Jahre, bevor sich das Zurücksetzen\* bemerkbar macht STUBBE (1997). Wie sich jedoch die Gehörnentwicklung bzw. die Altersentwicklung genau Verhalten ist nicht hinlänglich dokumentiert. In Deutschland ist das Zielalter meist mit sechs oder acht Jahren erreicht, ungeachtet dessen, ob es sich dann um die stärksten Böcke handelt oder nicht. WAGENKNECHT (1976) spricht von einer Gehörnkulmination im Alter von bis zu zehn Jahren, was bedeuten würde, dass diese ein Alter von rund fünfzehn Jahren erreichen müssten. Ein Alter, was eher in unberührten und weitläufigen Regionen wie z.B. den Karpaten zu erwarten ist. In der Abschussplanung sollte das

---

Ziel verfolgt werden, einen starken Abschuss beim Jungwild beiderlei Geschlechts, geringe bzw. selektive Bejagung in der mittleren Altersklasse sowie die wiederum starke Bejagung in der Zielaltersklasse zu erwirken (Tab xy aus Ueckermann s 383).

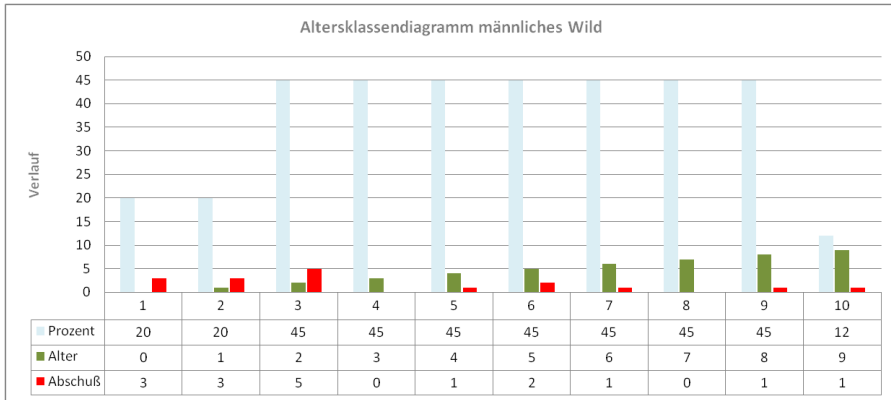
Für *Dama dama* ebenso für *Cervus elaphus* kurzer Einblick in Zuwachs, Geschlechtsalter und Lebenserwartung... gelten sehr ähnliche Grundvoraussetzungen wie für *Capreolus capreolus*. Auch hier stehen die Entwicklung der körperlichen Konstitution und die Geweihentwicklung der männlichen Tiere in Abhängigkeit zur Lebensraumqualität. Das Geschlechterverhältnis beläuft sich annähernd auf 1:1 (männlich-weiblich). Verschiedene Untersuchungen belegen dieses, wenn gleich auch unter bestimmten Bedingungen, z.B. bei einer falschen Bejagung oder einer zu hohen Population eine Verschiebung in die eine, oder andere Richtung beobachtet wurde. Eine Verschiebung bringt in der Regel für das Wild auf Dauer eine Stressreaktion mit sich, da beispielsweise während der Brunft ein Hirsch durch zu hohe Konkurrenz überfordert ist und schnell abbrunftet\*. (UECKERMANN ET AL. 1994)

Die Wilddichte, wir hatten es schon, die Anzahl von männlichen und weiblichen Tieren sowie Jungtiere auf 100 ha, ist auch bei *Dama dama* ein wichtiger Faktor, von dem eine Reihe von Randparametern abhängig ist. Dazu zählen die Gesundheit des Wildes und die ökologische Vielfalt des Lebensraumes, in welchem das Wild lebt. Die ökologische Vielfalt eines Lebensraumes beinhaltet viele Faktoren, u.a. die Strukturvielfalt der Wälder, welche es dem Wild erlauben, ihre sozioökologischen Verhaltensweisen auszuleben. Ferner hat die Wilddichte Auswirkungen auf andere Wildarten im selben Lebensraum. Um die Wilddichte zu definieren, spricht man von der bereits erklärten biotisch tragbaren Wilddichte. Aus wissenschaftlichem Hintergrund ist generell in durchschnittlichen Wald - Feldrevieren eine Wilddichte von 2 bis 4 Stücken Wild auf 100 ha anzustreben (vgl. Kap. 5.4). Wird diese Zahl überschritten, stellt sich eine Veränderung der Wilddichte anderer Wildarten ein. Das führt letztlich zu erhöhten Wildschäden und zu

---

Stresssituationen bei *Dama dama* sowie bei den begleitenden Schalenwildarten, wie im UG dem *Capreolus capreolus*.

Eng mit der Wilddichte stehen auch die Vermehrungsrate sowie das Geschlechterverhältnis in Zusammenhang. Gewöhnlich setzt ein weibliches Tier ab dem zweiten Lebensjahr jährlich zwischen Mai und Juni ein Kalb. Verluste bei den Kälbern sind nur gering. Rechnerisch lässt sich ermitteln, dass bei einem Damwild Bestand von 40 Alttieren, welche je ein Kalb setzen werden, und weiteren 10 Schmaltieren, ein Zuwachs (abzüglich 10 % Verlustrate) von ca. 36 Stücken im Folgejahr zu erwarten ist. Das macht einen Zuwachs von rund 70% aus. (UECKERMANN ET AL. 1994). Verfolgt ein Wildtiermanagement das Ziel, möglichst starke Hirsche\* im Revier zu haben, muss in der Abschussplanung darauf geachtet werden, in der hohen Altersklasse selektiv vorzugehen, ohne dabei jedoch eine Überalterung des Bestandes zu erwirken - sowohl beim männlichen als auch beim weiblichen Wild. Dieses Vorgehen zwingt aber dazu, in der mittleren Altersklasse ebenso wie in der Jugendklasse eine gezielte Abschussplanung vorzunehmen. Folglich wird der Eingriff in die Klasse der Hirschkälber\* geringgehalten (35 %), ebenso in der Klasse der Spießer\*. Hingegen die Hirsche vom *zweiten Kopf*\* unterliegen einem starken Eingriff (53 %), welcher ggf. im Folgejahr, also bei Hirschen vom *dritten Kopf* nachgeholt wird. Die Spanne beim männlichen Wild zwischen dem *vierten* und *achten Kopf*, entsprechend beim weiblichen Wild zwischen drei und sieben Jahren werden geschont bzw. sollte hier nur das Wild entnommen werden, welches dem Hegeziel entgegensteht. Erst wieder mit dem Erreichen des Zielalters von neunjährigen Hirschen und älter, wird die Bejagung wieder eingesetzt (12 %). Für das weibliche Wild ergibt sich daraus ein Abschuss von rund 40 % bei den Wildkälbern\*, 20 % bei den Schmaltieren\* und 20 % bei den nicht führenden Alttieren\* (vgl. Grafik xy1-2 und xyz1-2 unten).



Grafik xy1 (Anlehnung an Abschussmodelle NRW aus UECKEMANN ET AL. 1994, GOSSOW 1999): Darstellung des Abschussverhältnis bei einem gegebenen GV von 1:1 bei 100 Stücken Wild und einem ZW von 34 Stücken Wild. Zielsetzung ist eine konvergente Bestandsbildung (Wildbretorientiert) mit einem männlichen Zielalteranteil von 12 Prozent. Es können hierbei die Abschussanteile beim männlichen Wild vom ersten bzw. zweiten Kopf variiert werden.

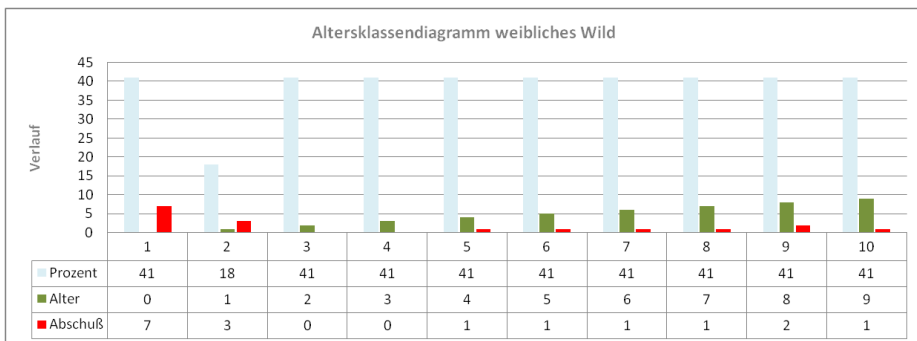
Abschussverteilung männliches Wild:

Hirschkälber 20%

Hirsche 1 bis 2 Jahre: 45%

Hirsche 3 bis 7 Jahre 20%

Hirsche > 8 Jahre 15%

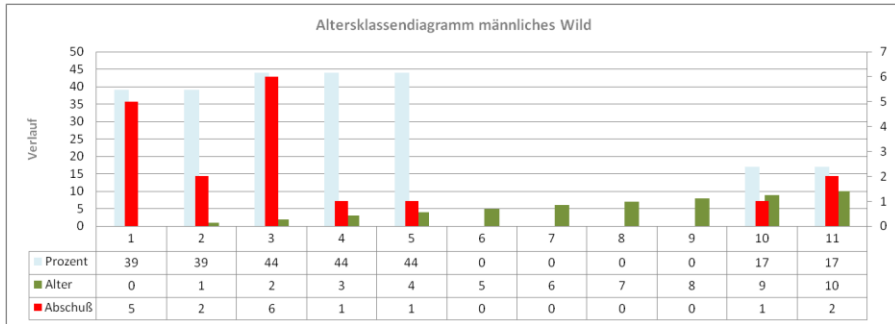


Grafik xyz1 (Anlehnung an Abschussmodelle NRW aus UECKEMANN ET AL. 1994, GOSSOW 1999): Das Abschussverhältnis beim weiblichen Wild bezieht sich hier ergänzend zur Grafik xy1 auf eine Verteilung von 4:2:4 hinsichtlich der Altersklassen:

Kälber: 41%

Schmaltiere: 18%

Tiere > 3 Jahre 41%



Grafik xy2 (Anlehnung an Abschussmodelle SH nach HANSEN 1963, GOSSOW 1999): Darstellung des Abschussverhältnis bei einem gegebenen GV von 1:1 bei 100 Stücken Wild und einem ZW von 36 Stücken Wild. Zielsetzung ist eine trophäenorientierte Bestandsbildung mit einem männlichen Zielalteranteil von 17 Prozent. Erreicht wird dies durch den frühen und konsequenten Eingriff in der Jugendklasse, während Spießfer\* geschont werden. Knieper\* als auch Hirsche vom dritten und vierten Kopf werden im Rahmen der Auslese selektiert aber gezielt bejagt, während die Hirsche ab dem fünften Kopf konsequent geschont werden bis sie das Reifealter erreicht haben.

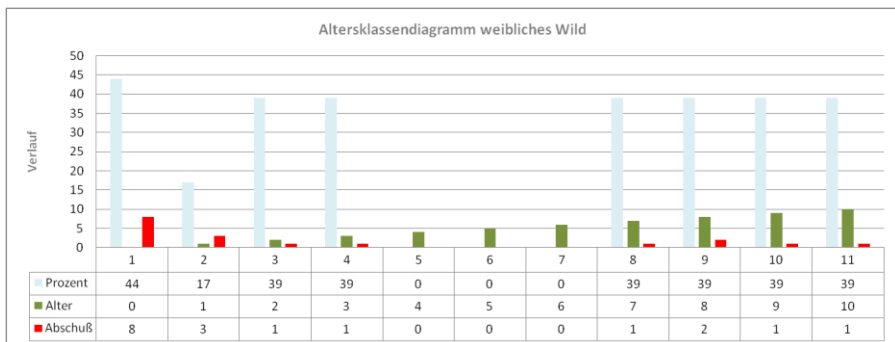
Abschussverteilung männliches Wild:

Hirschälber 39%

Hirsche 1 bis 3 Jahre: 44%

Hirsche 3 bis 7 Jahre geschont

Hirsche > 8 Jahre 17%



---

Grafik xyz2 (Anlehnung an Abschussmodelle SH nach HANSEN 1963, GOSSOW 1999): Das Abschussverhältnis beim weiblichen Wild bezieht sich hier ergänzend zur Grafik xyz2 auf eine Verteilung von 4:2:4 hinsichtlich der Altersklassen:

Kälber: 44%

Schmaltiere: 17%

Tiere > 3 Jahre 39%

Die hier dargestellte Bestandsentwicklung soll keine Vereinheitlichung darstellen, vielmehr basiert sie auf bereits vorhandene Daten und Anwendungsmodellen aus der Fachliteratur (GOSSOW 1999) auf die Vielerorts in der Praxis zurückgegriffen wird. Dies ist durch aus legitim, setzt aber als Grundlage die konsequente Ermittlung und Berücksichtigung aller Faktoren voraus, wie die Bonität, die wildökologischen Hintergründe als auch die Nutzungsinteressen, die auf ein UG aufeinandertreffen. Die Anwendung der hier Vorgestellten Bestandsermittlung erfordert dieses ebenso.

Auch für *Sus scrofa* sind die Gesetzmäßigkeiten und Regulationsmechanismen die mit dem Begriff der Fortpflanzungsgemeinschaft erklärt werden, bindend. Der Einfluss der sozialen Bindung innerhalb einer Rotte\*, ist hier möglicherweise von größerer Bedeutung als es bei den anderen genannten Schalenwildarten der Fall ist. *Sus scrofa* ist eine sehr gesellige Wildart und seine Entwicklung steht in Abhängigkeit von der Anwesenheit anderer Artgenossen. Besonders prägend sind dabei die einzelnen sozialen Strukturen, die jedes einzelne Tier in seine Lebensphase durchläuft, da alle überlebenswichtige Fertigkeiten, soziale Kommunikationen und Instinkte in der Gruppe gelernt werden. Aus dieser Sicht wird deutlich, dass für die Wildart *Sus scrofa* das arttypische innere Gefüge einer Rotte der Schlüssel zu einer gesunden, ökologisch angepassten Fortpflanzungsgemeinschaft ist. Darüber hinaus stellen die unzähligen Requisiten in einem Revier wie Suhlen, Mahlbäume, Deckungen usf., kurz der Grad der Reviergüte, eine ebenso wichtige Rolle hinsichtlich der Populationsentwicklung. In der Vergangenheit gemachte Populationsanalysen Spiegel in der Regel nur ansatzweise den Aufbau einer Schwarzwildpopulation wieder.

---

Grundsätzlich jedoch lässt sich erkennen, dass eine gewisse Gesetzmäßigkeit bezüglich der Altersklassenverteilung stets wiederkehrt: während die Frischlinge, als infantiles Rottenmitglied, bei hoher Sterblichkeitsrate am häufigsten in der Rotte vorkommen, nimmt die Anzahl der Überläufer, geringer Keiler und Bachen, über das hauende Schwein bis hin zum Hauptschwein anteilmäßig ab. Innerhalb der Rotte spielen für die soziale Bedeutung die Altersklassen der Überläufer geringer Keiler oder Bachen sowie das hauende Schwein eine wichtige Rolle, da diese, neben ihrer Erfahrung, die sie in die Rotte einbringen auch bei der Fortpflanzung von Bedeutung sind. Erst bei dem Hauptschwein, welches dem Reifestatus senil zugeordnet werden kann, ist sowohl ein Rückgang in der sozialen Bedeutung als auch wiederum eine hohe Sterblichkeitsrate zu erkennen (BRIEDERMANN 1990). Dies alles sind Faktoren, die die Verschiedenartigkeit einer Populationsstruktur bei *Sus scrofa* bestimmen. Eine Veränderung dieser Faktoren führt unweigerlich zu einer Veränderung der Populationsstruktur bis hin zu möglichem Wegfall eines einzelnen Jahrganges (MEYNHARDT 1978). Diese Erkenntnis war für die ersten Erfolge des Schwarzwildmanagements, an dem ich Baden-Württemberg mitwirkte, ausschlaggebend. Trotz schwankender Zuwachsraten innerhalb einer Rotte, ist es immer wieder zu beobachten, dass es zu einer stabilen Altersstruktur innerhalb der Rotte kommt. Schwankungen des Zuwachses, bedingt durch die natürliche Mortalität bei den Rottenmitgliedern sowie dem Abwandern juveniler Tiere, werden in erster Linie durch die Frischlinge kompensiert. Nur ein geringer Teil der Rottenmitglieder werden in den Folgejahren in die Stammpopulation integriert. Dabei nehmen die Überläufer mit rund 40-60 % der Gesamtrotte die zahlenmäßig und soziologisch bedeutsamste Gruppe ein. Dabei ist zu beobachten, dass bei jungen, wachsenden Populationen ihr Anteil durchaus höher sein kann als in stabilen oder alternden Populationen. Gefolgt werden die Überläufer von den mittelalten Stücken die rund 30-50 % der Population einnehmen und aufgrund ihrer Reife, ihrer Erfahrung den Stamm einer Rotte bilden. Etwa 10-20 % dieser Stammpopulation werden durch ausgereifte, also adulte Stücke geprägt. Dabei



übernehmen hier die Bachen das Prägen und Führen der Mutterfamilien während der Keiler die Fortpflanzung sichern. RASCHKE et. Al (1980) sieht die Populationsdichte *Sus scrofa* in Abhängigkeit der Waldstruktur (Laubholzanteil/ Mastbäume) und stellt eine Wilddichte 0,5 bis 2,0 a 100 ha für angemessen. In der ehemaligen DDR werden Wilddichten *Sus scrofa* bei 0,3 bis 1,6 a 100 ha angesetzt. Hier ist jedoch zu vermerken, dass eine Schwarzwildpopulation ab oder bei weniger, wie 0,3 Stücken a 100h kaum oder nicht mehr bewirtschaftbar ist (BRIEDERMANN 1990).

Alter	Anzahl	Mortalität / %	Mortalität / Mon.	Populationsstruktur / % u. Frühj.	Klassenstruktur	Fruchtbarkeit
0-1	1000	67	14	110+	110+	0
1-2	330	40	27	36	36,0	0,1
2-3	198	30	29	22		2,0
3-4	139	25	27	15	49,0	3,0
4-5	104	25	22	12		4,0
5-6	78	50	15	9		
6-7	39	60	12	4	15,0	5,0
7-8	13	75	9	2		
8-9	4	100	6	0,4		
+ Zuwachas in % des Frühjahrestandes						

Tab xy Populationsentwicklung bei geringem Zuwachs und erhöhter Frischlingssterblichkeit (Bridermann 1990)

Alter	Anzahl	Mortalität / %	Mortalität / Mon.	Populationsstruktur / % u. Frühj.	Klassenstruktur	Fruchtbarkeit
0-1	1000	75	13	168+	168+	0
1-2	250	60	22	42	42	1,5
2-3	100	20	35	17		3,0
3-4	80	15	31	13	41	5,0
4-5	68	15	23	11		5,0
5-6	58	50	14	10		
6-7	28	70	10	5	16	6,0
7-8	8	80	9	1		
8-9	2	100	6	0,3	0	0,0

+ Zuwachs in % des Frühjahrsbestandes

Tab xy Populationsentwicklung bei hohem Zuwachs und hoher Jugendsterblichkeit (Briedrmann 1990)

Alter	Anzahl	Mortalität / %	Mortalität / Mon.	Populationsstruktur / % u. Frühj.	Klassenstruktur	Fruchtbarkeit
0-1	1000	50	15	128+	128+	0
1-2	500	70	13	64	64	1,5
2-3	150	60	17	19		3,0
3-4	90	40	13	11	34	5,0
4-5	35	50	12	4		5,0
5-6	17	100	6	2	2	6,0

+ Zuwachs in % des Frühjahrsbestandes

---

Tab. Xy Populationsentwicklung bei hohem Zuwachs und geringer Frischlingssterblichkeit (Briedermann 1990)

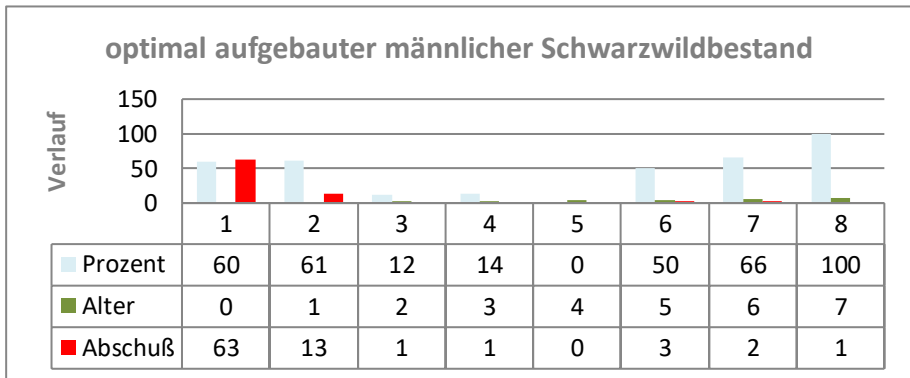
(Vgl. Tab. Briedermann S. 330/31).

Auch der Punkt der Geschlechtsreife und der Fortpflanzung hat bei *Sus scrofa* sicherlich eine andere Bedeutung als bei den anderen genannten Schalenwildarten. Die ausgeprägte Geschlechtsreife bei *Sus scrofa* wird im Alter von 15-18 Monaten, kann aber auch schon mit 9 Monaten erreicht werden. Damit gehören bereits die Überläufer zu den Tieren des aktiven Zuwachses. Mit Abschluss der Rauschzeit\* im Januar, erfolgte das erstmalige Frischen\* im Alter von rund zwei Jahren. Beobachtungen, die bereits 1877 gemacht wurden, belegen das bei mildem Winter und guter Bonität der Reviere bereits auch einjährige Bachen\* frischen können. Auch das zweimalige frischen der Bachen im Spätsommer oder Herbst ist bei guter Bonität des Reviers und milder Witterung, oder aber wenn die Leitbache\* aus welchen Gründen auch immer der Rotte nicht mehr zur Verfügung steht, nicht unüblich. Ebenso kann diese Verhaltensweise, wenn auch nicht eindeutig belegt, eine Stresskompensation zum Beispiel bei beginnender Überpopulation sein. Hintergrund dafür ist, dass bei einer hohen Population nicht alle Bachen in der Haupttauschzeit, eben wegen eines ungleichen Geschlechterverhältnis oder Stress bedingter Hormonverschiebung, dieser zur Verfügung stehen. In solch einem Falle ist es nicht unüblich, dass diese Bachen im Februar März oder April Nachrauschen. Bei den erfolgreich beschlagenen Bachen ist je nach Alter mit einer unterschiedlichen Anzahl Frischlingen beziehungsweise Föten zu rechnen. Bei einjährigen Bachen kann mit Zuwachs von etwa vier Frischlingen gerechnet werden bei zweijährigen Bachen mit etwa sechs Frischlingen und bei älteren Bachen im Durchschnitt mit sieben Frischlingen. Diese Angaben gelten für Mitteleuropa und sind dabei selbstredend abhängig von der Bonität des Reviers der Qualität der Mastjahre und der Witterung. Wie bereits erwähnt, ist das durchschnittliche ökologische Zielalter bei *Sus Scrofa* bei 8 bis 10 vielleicht 12 Jahren anzurechnen. Dabei ist zu vermuten, dass die Keiler eher das höhere Alter erreichen

---

werden als die Bachen. Die Festlegung des Zielalters ist im Hinblick auf die zu bewirtschaftende Schwarzwildpopulation wichtig. Hier ist es also bedeutend, darauf zu achten, dass der Bestandsaufbau, die Alterspyramide, sowohl dem ökologischen Zielalter entspricht oder mindestens nahekommmt – das jagdliche Zielalter wir eher 7 Jahre beziffern – und gleichzeitig die räumlichen Bedingungen des Reviers berücksichtigt (BRIEDERMANN 1990). Innerhalb des Bestandes ist ein Geschlechterverhältnis von 1: 0,9 bis 1:1 erstrebenswert, wobei natürlicherweise mit einem überwiegen Anteil der Frischlingskeiler zu rechnen ist. Dabei spielt die hohe natürliche Jugendsterblichkeit der männlichen Tiere und die frühe Geschlechtsreife der Bachen eine nicht unwichtige Rolle, da Letztere sich letztlich wieder zu Gunsten des weiblichen Bestandes auswirken. Für die kontrollierte Bestandsentwicklung ist grundsätzlich auf das angestrebte Zielalter und die jährliche Zuwachshöhe zu achten; ebenso ist das angestrebte Geschlechterverhältnis und die natürliche Mortalität im Zusammenhang mit der jagdlichen Nutzung in die Bestandsentwicklung einzurechnen. Für die Gestaltung der Altersklassen ist insbesondere auf das Zielalter und den Zuwachs zu achten. Der jagdlichen Nutzung und die natürliche Mortalität innerhalb der einzelnen Altersklassen sorgen für den Abbau des jährlich zu erwartenden Zuwachses im Bestand. Nimmt der Zuwachs stark zu, muss der Abgang in der Jugendklasse (natürliche Mortalität und Jagd) entsprechend hoch sein. Wenn wir uns nun die eben beschriebenen Zuwachsraten vor Augen halten, sollte eine Entnahme von 40% der Grundgesamtheit nicht überschritten werden. Bei einem Frühjahrsbestand von 160 Stücken Schwarzwild, zusammengesetzt aus 20 Überläuferbachen, 8 zweijährigen und weiteren 20 älteren Bachen, liegt die Entnahmen bei den Frischlingen bereits bei rund 75%, und in der Altersklasse der Überläufer nicht über zwei Drittel (15%) der Grundgesamtheit. Somit entfällt der Abschuss in höheren Altersklassen auf max. 10 %. Ist dies nicht der Fall würde dies aus jagdlicher Sicht einem zu großen Eingriff in den älteren Bestandsklassen zur Folge haben, welche wiederum eine negative Auswirkung auf das Zielalter insgesamt hätte. Dabei muss klar sein, dass die Höhe des

Zielalters unweigerlich die Bestandsgliederung und die Zuwachshöhe mit beeinflussen, nicht zuletzt darum, da innerhalb der Altersklassen mit unterschiedlichen Fruchtbarkeiten zu rechnen ist (BRIEDERMANN 1990).

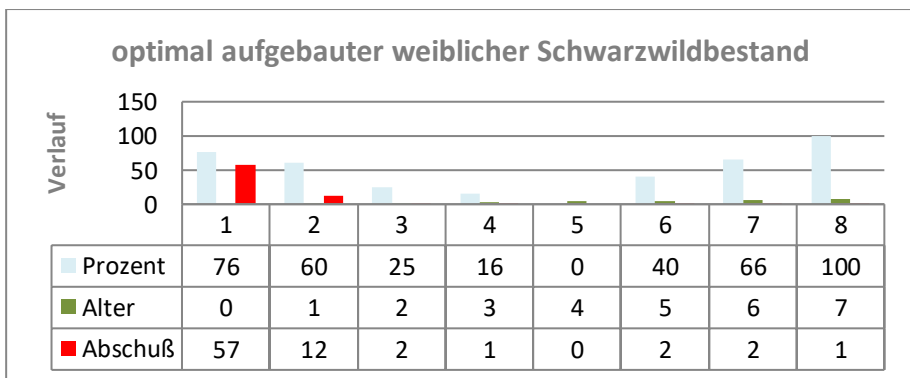


Grafik xyz2 (Anlehnung an Abschussmodelle SH nach HANSEN 1963, GOSSOW 1999): Das Abschussverhältnis beim weiblichen Wild bezieht sich hier ergänzend zur Grafik xyz2 auf eine Verteilung von 4:2:4 hinsichtlich der Altersklassen:

Kälber: 44%

Schmaltiere: 17%

Tiere > 3 Jahre 39%



Grafik xyz2 (Anlehnung an Abschussmodelle SH nach HANSEN 1963, GOSSOW 1999): Das Abschussverhältnis beim weiblichen Wild bezieht sich hier ergänzend zur Grafik xyz2 auf eine Verteilung von 4:2:4 hinsichtlich der Altersklassen:

Kälber: 44%

---

Schmaltiere: 17%  
Tiere > 3 Jahre 39%

## Bestandserhebung und Wildtierzählung

---

Bevor wir uns mit den fachplanerischen, wissenschaftlichen Methoden der Bestandsermittlung befassen, möchte ich Sie zu einem kurzen Exkurs in Sachen Beobachtung von Wildtieren im Revier mitnehmen. Das mag im ersten Augenblick den Anschein von überflüssigem Schulunterricht der 8 Klasse erwecken – ist aber für die Auffassungsgabe, die wir in der Natur benötigen enorm wichtig. Denn nur wenn wir die Zeichen in der Natur deuten können, sind wir auch in der Lage Daten zu erfassen, die uns zielorientiert Konflikte und Lösungen aufzeigen. In meiner Arbeit mit dem Schwarzwild in Baden-Württemberg aber auch mit dem Rotwild in Brandenburg kann ich die These Bützler's in Sachen Wildbeobachtung nur unterschreiben: Disziplin und der Versuch, unsere Beobachtungen Waid- und Wildgerecht durchzuführen, sollten wir uns stets vor Augen halten. Die Beobachtung umfasst dabei vieles mehr als nur der abschätzende, bewertende Blick auf einen Trophäenträger oder eines hauenden Schweines. Beobachten heißt *alles* zu beobachten und wahrzunehmen, was um einen herum geschieht, ob Wild im Anblick oder nicht: Lichtverhältnisse, Temperatur, Wind und Wetter, Vegetationsgrad der Pflanzen gehören ebenso dazu, wie das Verhalten des Wildes an sich – sowohl beim Ziehen, Äsen, Tollen oder Ruhen. Die ungeduldigen Gemüter unter uns mögen jetzt Zweifel hegen, wie das wohl zu bewerkstelligen sei, doch bereits simple Hilfsmittel, wie vorbereitete Erfassungsbögen, Aufnahmekartekarten und für die ganz Pfiffigen, automatische räumliche Analysen über ein GIS, machen die erforderlichen Beobachtungen im Handumdrehen zu Erlebnisreichen Beobachtungsstudien und, was noch viel wichtiger ist, bringen vielseitige Informationen auf einen

---

Punkt (Anh. Xy Bonität/ Gis?). Erinnern wir uns an die Grundsätze der Lebensraumanalyse, auch dort sind die Erkenntnisse hinsichtlich Boden, Landnutzung, Bäume usf. von großer Bedeutung. In diesem Sinne ist es uns also möglich, die Unterschiedlichsten Verhaltensweisen zu erfassen, in Beziehung zur direkten Umwelt und Tagesform zu bringen und am Ende eine Auflistung von Informationen gewonnen zu haben die uns bei den Fragestellungen Wildzählung, Bestandsgliederung, Aktionsraum und Wanderung, Sozialstruktur und -verhalten oder Äsung Antworten geben können. Darüber hinaus sind ausgiebige Revierkenntnisse, Kartenmaterialien und natürlich angebrachte Kleidung Voraussetzung. Besonders geeignet sind Beobachtungsposten an Hängen oder mit Blick auf Hänge, an welche feste Wechsel bekannt sind, ebenso lange, übersichtliche Schneisen und Freiflächen, welche das Wild zur Äsung aufsucht, sollten genutzt werden (BÜTZLER 2001). Häufig ist die Beobachtung von Ansitzpositionen erfolgsversprechend. Auch die Pirsch, wenn auch Revierabhängig, kann gleiche Erfolge leisten. Dies muss von Revier zu Revier entschieden werden und steht u.a. auch in Abhängigkeit sonstiger möglicher „Störungen“ z.B. von Erholungssuchenden. Im Sinne der waid- und wildgerechten Beobachtung kann und sollte diese absolut störungsfrei erfolgen.

Die häufigsten Methoden der Bestandserhebung sind sicherlich die Sicht- oder Direktzählungen. Wie bereits erwähnt, sind diese Instrumente keine Gewähr, einer hundertprozentigen Genauigkeit. Zu viele Variablen und Unbekannte können das Ergebnis verfälschen. Ungeachtet dessen, können durch definierte Formelsammlungen ein doch so genaues Ergebnis erzielt werden, das eine fundierte Grundlage für ein Wildtiermanagement gegeben ist. Wildtierzählungen erfolgen, wenn es die Region bzw. das UG ermöglicht, auf großflächigem Raum. Standardmäßig finden Wildtierzählungen in zwei Intervallen statt, eine im Frühjahr, zwischen März und April und eine im Spätherbst bzw. Winterbeginn, zwischen September und November. Somit können die Frühjahrs- als auch die Herbstbestände ermittelt werden. Wildtierzählungen sind nur an gleichen Tagen geordnet möglich und

---

sinnvoll. Nach UECKERMANN ET AL. (1994) werden Wildtierzählungen gleichzeitig an einem Tag durchgeführt, um beispielsweise Doppelzählungen bei angerührtem\* und überwechselnden Wild oder Rudeln von einem Revier in ein anderes auszuschließen. Dies bedarf einer standardisierten langen Vorbereitung. Die Anregung zur Mitarbeit hinsichtlich der bereits beschriebenen Konflikte empfiehlt zudem eine sensible Vorgehensweise. Gemäß den zu prüfenden Wildtierarten sind aber bereits hier Unterschiede zu machen: Ohne die Frühjahrszählung zwangsläufig zu vernachlässigen, ist insbesondere bei *Cervus elaphus*, *Sus scrofa* und bedingt bei *Dama dama* die Lebensweise zu berücksichtigen! In manchen Rot- bzw. Damwildgebieten scheint die Wildtierzählung während der Brunft\*, also die Herbstzählung, die besten Ergebnisse zu erbringen. Hintergrund dafür ist die Tatsache, dass in dieser Zeit sowohl männliches, weibliches und Jungwild auf engem Raum zusammenfindet. Begründet durch die Jahreszeit und dem damit verbundenem biologischen Rhythmus, sind die Tiere gut voneinander zu unterscheiden und anzusprechen\*. Zu späteren Jahreszeiten bzw. zu Zeitig im Frühjahr, besteht die Gefahr, dass zum einen, insbesondere im Mittelgebirge, auf Grund der Vertikalwanderung noch kein repräsentatives Bestandsbild zu ermitteln ist, zum anderen eine Bestandsgröße der Hirsche\* auf Grund bereits abgeworfener Stangen\* bzw. Schaufeln\* nur ungenügend erfasst werden kann (NEUMANN 1973). Für *Sus scrofa* gilt die Berücksichtigung der Lebensäußerungen im Besonderen Maße. Die Erfassung über die Sicht- oder Direktzählung ist im Grunde nur in solchen Revieren möglich, in welchen von vornherein ein Schwarzwildmanagement durchgeführt wird, welches das Ziel hat, *Sus scrofa* überwiegend innerhalb der Waldkomplexe zu halten. Demensprechend müssen diese Wälder incl. der darin etablierten Requisiten gemäß den besprochenen Lebensraumansprüchen *Sus scrofa* gestaltet sein. Auf Grundlage eines, wie für das baden-württembergische Revier beschriebenem Management ist die Direktzählung sicherlich die erste Wahl.



---

Betrachten wir die Streckenentwicklung für die Schalenwildarten *Dama dama*, *Capreolus capreolus*, *Cervus elaphus* und *Sus scrofa*, beispielsweise zwischen 1983 und 2008, ist eine deutliche Parallelität zu erkennen, eine Streckenzunahme von Durchschnittlich rund 157 Prozent. Das bedeutet eine Durchschnittszunahme von 12 Prozent Jährlich. Selbstverständlich ist dieser Zuwachs nicht stetig, sondern unterliegt diversen Schwankungen unterschiedlicher Ursachen wie Witterungseinflüssen, Seuchen, wie bei *Sus scrofa* die Schweinepest, letzters 2005/06 und selbstredend die Bejagungsintensität selbst (Abb. Teil II S 2 Streckendiagramm xy. Durch die Abschussplanung fungiert der Mensch letztlich als "Ersatzbeutetier". Sein Bestreben, dies auf ökologisch fundierten und nachhaltigen Prinzipien zu vollziehen ist löblich, wenngleich auch ein nur mit strengster Disziplin, fachlichen Wissen und konsequenter Zusammenarbeit umzusetzender Anspruch. Während das Großraubwild, wie bereits im Teil I Kap. S. 9 xy angedeutet, seine Beutetiere nahe den Gesetzmäßigkeiten der Mortalität bejagt, beweist die Aufzeichnung von SCHRÖDER (1970), dass die Bockabschüsse beim Gamswild (*Rupicapra rupicapra*) eher gegenläufig verteilt sind, als es die natürliche Mortalität nahelegen würde. Dies zeigt sich in der Streckengliederung durch erhöhten Abschuss des männlichen Wildes in den Altersklassen zwischen drei, vier und sieben Jahren. GOSSOW (1999) äußert in diesem Zusammenhang mit Recht den Verdacht, dass hier die Trophäenjagd der ökologisch und wildbiologisch orientierten Bejagung Vorzug gegeben wird. Damit wird ein Punkt angesprochen, der leider allzu häufig in der Bejagung des Schalenwildes Gültigkeit findet, dass zum einen die Trophäenjagd, wenn sie aus Eigennützigem Interessen stammt, eine nicht zu unterschätzende negative Einflussnahme hat, zum anderen die Bejagung in der Jugendklasse wie Kitz\* und Kalb\* häufig nur ungenügend ist. In diesem Zusammenhang seien Untersuchungen des Instituts für Wildtierforschung Hannover, IWF genannt, wo eben der Eingriff beim Zuwachs bei *Sus scrofa* als unabdingbar beschrieben wird, um der drastisch zunehmenden Population überhaupt entgegen wirken zu können. Der Eingriff in der Jugendklasse, dem Zuwachs, hat sicherlich nicht nur bei *Sus scrofa* hohe

---

Bedeutung, sondern gilt auch für andere Schalenwildarten und bedient sich vielerorts der angewandten Praxis. Gleichwohl die jungen Bachen\* sicherlich eine gesonderte Bedeutung in der Vermehrung darstellen (SODEIKAT 2009), bedeutet der Abschuss allein nach Zahlen bereits nach wenigen Jahren zwar einen massiven Einbruch in die Populationsdichte, stellt aber in keinsten Weise eine langfristige und nachhaltige Lösung dar und ist somit im Grunde genommen unsinnig und stellt uns im Nachgang vor noch größere Probleme. Wohlgermerkt hat dies Gültigkeit für alle Wildarten! Betrachten wir an dieser Stelle rückwirkend die Streckenzahlen (Abb. Teil II, S. 2 Streckendiagramm xy) und die Zunahme von durchschnittlich 12 Prozent jährlich, untermauert dies die Annahme, dass die bisherige Bejagung des Schalenwildes nicht gänzlich den ökologischen und wildbiologischen Gesetzmäßigkeiten angeglichen ist, sondern vielerorts rein wirtschaftlichen Belangen, Bestandsschätzungen und Bemessungen nach *Augenmaß* unterlegen ist. Streckenzahlen sind als statistische Werte zu definieren, die sich allein auf die erlegten Wildtiere und das Fallwild beziehen und binden nicht den ganzheitlichen ökologischen und Wildökologischen Ansatz mit ein.

Besonders hervorzuheben ist dabei die Tatsache, dass sich parallel zur Streckenerhöhung auch andere Faktoren proportional dazu verändern: Während die Strecken eine Zunahme erfahren, erhöht sich unabhängig davon auch der industrielle Druck in der Kulturlandschaft, ebenso in der Forst- und Landwirtschaft. Biotopstrukturen und damit auch der Lebensraum des Wildes verlieren an Qualität. Somit ist die Zunahme der Streckenentwicklung ein Indiz dafür, dass betroffenen Schalenwildarten diese Negativentwicklung ihres Lebensraumes, zu kompensieren versuchen. Der mehrfache Ausbruch der Schweinepest 1972/73 und später 1994-2002 mögen ein Zeichen dafür gewesen sein, dass der Kompensierungsgrad bei *Sus scrofa* bereits überschritten wurde. Auch die gegenwärtigen Konflikte, die vornehmlich in der Forstwirtschaft und in der Sorge neu ausbrechender Tierseuchen zu suchen sind, mögen ein Zeichen dafür sein, das wir erneut kurz vor

---

einem Kollaps hinsichtlich des Verhältnisses Wildtierpopulation und Wildlebensraum stehen.

Eine weitere, im Grunde für fast alle Wildtiere anwendbare Erfassungsmethode ist die Erfassung über das Fährtenbild\*. Für *Sus scrofa* hat diese Methode eine besondere Bedeutung. Erinnern wir uns an die vielseitigen Lebensäußerungen und Lebensraumansprüche sowie die darin begründeten häufigen Standortwechsel von *Sus scrofa*, wird wohl klar, dass diese Erfassung durchaus eine logische Schlussfolgerung ist. Die Anwesenheit *Sus scrofa* in den Revieren zeigt sich in der Regel durch die gebrochenen Stellen im Wald, an Wegrändern und Offenlandflächen. Aber auch Fährten und Losungen sowie bedingt das Vorhandensein von Kesseln können als Nachweis für *Sus scrofa* im Revier herangezogen werden. Die Fährten jedoch stellen für eine Erfassung das sicherste Indiz dar. Bleibt unnötig zu erwähnen, dass das Ansprechen der Fährten selbstredend beherrscht werden muss. Das Fährtenbild *Sus scrofa* lässt sich im Grunde recht schön von den anderen Schalenwildarten unterscheiden. In jeder Fährtenlage ist der seitlich abstehende, halbmondförmige Abdruck des Geäfters, also der Afterklauen zu erkennen. Als eine Grundregel kann sicherlich gelten, dass Einzelfährten, vor allem dann, wenn sie größer als rund 10cm in der Länge sind, von männlichen Einzelgängern stammen. Ebenso mag Gültigkeit haben, dass einzelne größere Fährten zwischen kleinen Fährten von Überläufern und Frischlingen von führenden Bachen\* stammen. Am sichersten lassen sich Fährten im Neuschnee ansprechen. Hierbei ist jedoch zu beachten, dass eine Neue auf bereits liegendem Schnee besonders geeignet ist. Grundsätzlich schadet es nicht ca. 12 bis 24 Stunden nach Neuschnee mit der Fährtung zu beginnen. Somit kann ein schöner Überblick über die Aktivitäten jüngster und auch älterer Aktionsbewegungen gewonnen werden. Zu tief darf jedoch die Schneedecke auch nicht sein, da sonst das Wild generell eher in den Dickungen verbleibt, bei *Sus scrofa* wiederum das Fährtenbild, durch das *in einer Reihe ziehen* verfälscht wird. (BRIEDERMANN 1990).

---

Eine Mögliche Methode der Fährten erfassung vollzieht sich über die „Probeflächen“ Dabei sollte die Probefläche rund 25 bis 30 Prozent der Gesamtfläche ausmachen.

